

Die sechste Ausgabe des Newsletters *Transkriptionen* widmet sich im *Schwerpunkt* dem Thema »Risiko«. Der Schwerpunkt nimmt eine Thematik auf, die Gegenstand eines Podiumsgesprächs zum Thema: »Mit dem Schlimmsten rechnen« war, zu der das Forschungskolleg im Juni 2005 ins Kölner *studio dumont* eingeladen hatte. Im Mittelpunkt der Diskussion standen insbesondere Fragen nach den medialen Strategien, mit denen für internationale Katastrophenereignisse zugleich eine beinahe globale Aufmerksamkeit inszeniert und das Unerwartete und Unkontrollierbare ihres Eintretens in Szenarien der Prävention und Kontrolle diszipliniert wird. Fragen wie diesen stellt sich im *Schwerpunktteil* aus Sicht der Versicherungswirtschaft der Risikoforscher Gerhard Berz in seinem »Werkstattbericht«, dessen Befunde Lutz Ellrich aus der Perspektive des kulturwissenschaftlichen Risiko- und Vorsorge-Diskurses aufgreift und kommentiert.

In der Rubrik *Konzepte* diskutiert Michael Cuntz mit dem Begriff der »Agency« ein für den theoretischen Rahmendiskurs des Kollegs zentrales Konzept. In »Der Undank der Schlange – Agency und Gemeinschaft« unterzieht er ein breites Spektrum theoretischer Ansätze zum Thema Handlungsmacht einer kritischen Lektüre und greift insofern auch Thematiken wieder auf, die während der im Dezember 2005 in Kooperation mit dem Universitätsclub Bonn e.V. veranstalteten Konferenz »Ummengen. Szenen verteilter Handlungsmacht« verhandelt worden waren.

Im Mittelpunkt der Rubrik *Veranstaltungen* stehen vor allem die Gastprofessur von Maya Turovskaya sowie ein Workshop mit Cornelia Vismann, die beide durch die Veranstaltungsreihe »Film und/als Geschichte« im Kölner Filmhaus gerahmt wurden. Dokumentiert werden auch eine Vielzahl von Workshops und Gastvorträgen, in denen sich einmal der intensive kolleginterne Diskurs, und zum andern die vielfältigen internationalen Wissenschaftskontakte des Kollegs spiegeln. Unter der Rubrik *Veranstaltungen/Vorschau* weisen wir vor allem auf die im April stattfindende Konferenz »Spektakel der Normalisierung« hin, die in Kooperation mit der Emmy Noether-Forschungsgruppe »Kulturgeschichte des Menschenversuchs« (Universität Bonn) durchgeführt werden wird.

Nachdem *Transkriptionen* in der letzten Ausgabe in der Rubrik *Profil* die für die Projektbereiche der dritten Phase konstitutiven Leitbegriffe »Evidenzverfahren, Politiken der Sichtbarkeit« sowie »Beobachter-Instituierung« vorgestellt hat, beginnen wir in dieser Ausgabe mit der exemplarischen Präsentation von Teilprojekten: mit dem geschichtswissenschaftlichen Projekt B8 »Koloniale Repräsentation auf Bildpostkarten in Deutschland (1870–1930)«.

Wir hoffen, Ihnen auch mit dieser Ausgabe Einblicke in die Arbeit des Kollegs zu ermöglichen, und freuen uns auf Zuspruch und Kritik.

Ludwig Jäger

## Der Undank der Schlange – Agency und Gemeinschaft.

von  
Michael Cuntz

Wenn die Frage der *agency* aufgeworfen wird – ein Begriff, dessen deutsche Übersetzung mit ›Handlungsmacht‹ äußerst unglücklich ist, denn die Gleichsetzung von Handeln und Macht ist nur oberflächlich evident – so ist zunächst die Ebene des Verhältnisses von aktiven Subjekten und passiven Objekten angesprochen, von intentional handelnden Menschen und behandelten Dingen. *Agency* situiert sich im epistemischen oder ästhetischen Kontext von Wissenschaftstheorie oder Literatur- und Kunsttheorie. Aktuelle Bezugspunkte sind die vor allem mit dem Namen Bruno Latour verbundene Actor-Network-Theory (ANT) oder die Überlegungen des Ethnologen Alfred Gell.<sup>1</sup> Auch wenn man sich immer schon in einem anthropologischen Rahmen bewegt, scheint der Nexus zu Fragen der Gemeinschaft auf den ersten Blick nicht zwingend gegeben. Anstatt eine alte Opposition zwischen der Autonomie des Einzelnen und der Gemeinschaft auszuspielen, die der Bildungsroman exemplarisch entfaltet hat, geht es hier darum, zu zeigen, wie beide Fragen aufs Engste miteinander verbunden sind.<sup>2</sup> Wem uneingeschränkte Handlungsmacht zugesprochen wird, dem wird auch die Fähigkeit zugestanden, Bestandteil einer politischen Gemeinschaft zu sein – und sei es um den Preis der Preisgabe dieser Handlungsmacht, ihrer bedingungslosen Übertragung an einen Souverän, wie dies am prononciertesten in Hobbes *Leviathan* der Fall ist.

### Handlung, Werk und Gemeinschaft: der Kausalnexus

Der notwendige Zusammenhang der Bestimmung von Handlungsmacht (als Freiheit) und der Definition der wahrhaftigen Gemeinschaft lässt sich aber bereits am Ersten Buch der Aristotelischen *Politik* ablesen – und damit zeigt sich auch, dass die dominante Vorstellung davon, was Handlungsmacht sei, nicht erst mit einem cartesianischen Entwurf des *cogito* einsetzt.<sup>3</sup> Wenn Aristoteles den Staat in Abgrenzung von Familie oder Dorf als die Gemeinschaft bestimmt, die dem Wesen des Menschen entspricht und dieses erfüllt, die nicht nur früher ist als jede andere Gemeinschaft, sondern auch früher als jeder Einzelne, weil der Teil sich nur aus dem Ganzen erklärt und formiert;<sup>4</sup> folglich als die Gemeinschaft, die gleichzeitig das Ziel aller anderen Gemeinschaften und des Menschen selbst ist,<sup>5</sup> dann nominiert er damit nicht bloß die Freien und Gleichen als wahre (männliche) Menschen als einziger dieser höchsten Gemeinschaft legitim Zuge-

hörige. Vielmehr formuliert er auch explizit die Zugangsbedingung zu dieser Gemeinschaft, die im vollständigen, aktiven Besitz (*hexis*) des *logos*, also von Vernunft und Sprache besteht. Damit sind per se die Tiere exkludiert, die lediglich über die Stimme der Leidenschaft (*passio*) verfügen. Doch auch die Sklaven gehören nicht zur Gemeinschaft, da sie lediglich passiv und somit defizitär in Form des Verstehens (*aisthesis*) am *logos* partizipieren.<sup>6</sup> Somit unterscheiden sie sich kaum von den domestizierten Tieren. Tiere wie Sklaven fallen für Aristoteles in die Kategorie der belebten Werkzeuge – und bilden somit auch die Bindeglieder zu den unbelebten Werkzeugen in einer Kette, die vom Geist über den belebten Körper zur unbelebten Materie führt. Die Sklaven sind ihrerseits bloße Instrumente, Objekte, die von Subjekten – auch zu ihrem eigenen Besten – für ein Werk gebraucht werden. Kaum zufällig sind daher nicht nur die sklavenhaftesten Tätigkeiten jene, die besonders körperlich sind, sondern umgekehrt die höchsten Arbeitstätigkeiten jene, »die das geringste Maß an Zufall aufweisen.«<sup>7</sup> Denn Aristoteles' Bestimmung der Gemeinschaft des Staates wie derjenigen, die ihm angehören, beruht gänzlich auf Kausalität und Finalität. So wie der Staat *causa efficiens* ist, die ihre Teile hervorbringt und gleichzeitig die *causa finalis* ihres Strebens, ihr Werk, so sind die Freien *causa efficiens* der Werke, zu deren Verwirklichung es der Werkzeuge – belebt wie unbelebt – bedarf und deren Verwirklichung die Verwirklichung der Intentionalität des *logos* ist. Die Finalität dieses Geistes und seine Verwirklichung wäre – gewissermaßen tautologisch – das höchste Ziel, das Werk der Gemeinschaft.

Sind klassische Konzepte von Handlungsmacht demnach an Vorstellungen von Kausalität, Finalität und Intentionalität geknüpft, so zeigt sich auch, dass Alfred Gell in seinem Buch *Art and Agency*<sup>8</sup> nur eine relativ moderate Revision solcher Konzepte und den mit ihnen verbundenen Akteursrollen vornimmt. Zwar räumt er einerseits der Passivität, dem Erleiden oder der *patienthood* der Rezeptionsseite einen prinzipiell der Produktionsseite gleichrangigen Status ein<sup>9</sup> und führt unter dem Begriff des *Index* auch Dinge – technische und künstlerische Artefakte – als Entitäten ein, die in Interaktion mit Produzent wie Rezipient treten können. Gleichwohl bleiben in seinem Entwurf allein menschliche Akteure Anfangs- wie Endpunkt aller Prozesse, weil er nur diesen den Status primärer Agenten zuspricht, während Objekte allein den Rang sekun-

därer Agenten einnehmen können – es ist also kein Zufall, dass Gell sich ausschließlich für Dinge interessiert, die ihrerseits menschliche Hervorbringungen sind. Der *Index* verweist bei ihm also stets auf die Spur des produzierenden Menschen und letztlich ist es auch diese Spur, die den Rezipienten affiziert. Gell verbleibt also in einem intentional-kausal-finalen Modell der *Delegation*, in dem darüber hinaus auch die Stabilität und Identität der beteiligten Entitäten in Raum und Zeit nie in Frage gestellt wird.

Diese relative Moderatheit und Traditionalität macht Gells Modell durchaus attraktiv. So erweist es sich als zweifellos fruchtbar für die Betrachtung kultureller und medialer Phänomene des vormodernen, insbesondere des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa. Dort sind selbstverständlich auch nichtlebende Akteure – verstorbene Heilige, nichtmenschliche Akteure – Engel oder Tiere, Gott und seine *ministra* Natura, etc., sowie unbelebte Akteure – Reliquien wie Heiligenbilder – nicht allein denkbar, sondern fester Bestandteil des Weltbildes. Und auch in diesen Kontexten bildet ein Denken primärer und sekundärer Handlungsmacht den Horizont, in dem stets der Schöpfergott als Ausgangs- und Endpunkt, also letztlich als alleiniger primärer Agent erscheint, der *jeden* Bestandteil seiner Schöpfung zum sekundären Agenten bestimmen kann.<sup>10</sup>

## Jenseits der Rückkehr des Verdrängten

Schon die Rückbesinnung auf diese Verteilungsformen von Handlungsmacht mag zunächst als Fortschritt erscheinen gemessen an der im Laufe der Neuzeit zunehmenden Verengung der Vorstellung von vollwertigen Akteuren auf – als ›vollwertig‹, normal oder majoritär<sup>11</sup> erachtete – menschliche Subjekte. In dem Maße, wie die Exklusion des Nichtmenschlichen, Nichtbelebten, Nichtintentionalen und Nichtbewussten aus der Sphäre dessen zunimmt, was ein ›gesunder Menschenverstand‹ als mit *agency* ausgestattet anerkennt,<sup>12</sup> wächst aber auch die phantasmatisch übersteigerte Angst vor der übergroßen Handlungsmacht des angeblich Machtlosen.

Es ist dabei kaum verwunderlich, dass insbesondere künstlerische Ausdrucksformen und Praktiken ein Ort der Infragestellung dieser Hauptströmung moderner abendländischer Vorstellungen von Handlungsmacht waren. Am deutlichsten wird dies an der Textur des Phantastischen wie sie Todorov beschrieben hat: Der positivistische Begriff dessen, was der Fall und was Fakt ist, treibt so sein eigenes Phantastisches hervor, während Phänomene wie der Mesmerismus oder Texte wie Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* beredtes Zeugnis davon ablegen, dass die Ausgrenzung des Parawissenschaftlichen aus der Wissenschaft immer harte Arbeit war. So wie gerade die deutsche Romantik in der Figur des *Wiedergängers* vieles antizipierte,<sup>13</sup> was Freud etwa unter dem Begriff des Unheimlichen beschrieb,<sup>14</sup> ist – nicht nur –

die Populärkultur durchzogen von der Rückkehr des Verdrängten, das in erster Linie als Bedrohung wahrgenommen wird: Maschinen und Roboter,<sup>15</sup> Tiere<sup>16</sup> oder (Un)Tote,<sup>17</sup> um nur einige der prominentesten Formen zu nennen.

Dass es neben der Angst vor dem Verdrängten, das ›von außen‹ hereinbricht, aber auch eine lange Tradition des Blicks auf die Beziehungen zu den uns Umgebenden Nicht-Menschen gibt, lässt sich gut an der französischen Literatur nachvollziehen.<sup>18</sup> Dies zeigt sich nicht allein an der Dominanz der Beschreibung (von Dingen, Landschaften, Medien) über die Handlung, die insbesondere die Texte der Hauptvertreter des Nouveau Roman, Alain Robbe-Grillet und Claude Simon, aber auch Georges Perecs *La vie mode d'emploi* charakterisiert. Neben *Le parti pris des choses*, von Francis Ponge, der in den Prosagedichten dieser Sammlung zahlreiche Hybride konstruiert, die auch die Grenze Natur und Technik überschreiten, hat schon Gustave Flaubert vor allem in seiner *Éducation sentimentale* die Kommunikation mit den Dingen inszeniert, woran wiederum Perec mit *Les choses* anknüpft, indem er der Faszination der alltäglichen Konsumobjekte jenseits ihrer bloßen Zeichenfunktion nachspürt – also der Möglichkeit einer Beziehung zu den Dingen ›selbst‹.<sup>19</sup>

## Jenseits intersubjektiver Kommunikation

Doch zurück zu Gell. Noch aus einem weiteren Grund ist sein Ansatz attraktiv: Er ist problemlos vereinbar mit Kommunikationsmodellen, die mit der Trias Sender – Botschaft – Empfänger operieren und Medien als Träger von Botschaften und somit als – wie auch immer widerständig und eigendynamisch gedachte – Werkzeuge eines solchen Übertragungsprozesses ansehen.<sup>20</sup> Die Infragestellung dieser Vorstellung von Kommunikation ist selbstverständlich mit dem Namen Jacques Derrida verknüpft.<sup>21</sup> Seine Kritik betrifft einerseits das Postulat der intentionalen Beherrschbarkeit der Botschaft durch den Sender wie die Möglichkeit der Dechiffrierung durch den Empfänger (und damit verknüpft die Garantie einer indexikalischen *Präsenz* des Senders in seiner Botschaft), andererseits die Vorstellung der Bestimmbarkeit der Identität wie der Einheit und Einheitlichkeit der beteiligten Instanzen, was auch die Dekonstruktion der sicheren Unterscheidung beinhaltet, was Medium und was Botschaft sei. Dies impliziert die Ersetzung einer einsinnigen (Kausal-)Kette von Kommunikation durch ein Modell unkontrollierbarer Verzweigungen und Vernetzungen – eine Vorstellung, die sich auch in Michel Serres Theorie immer schon parasitärer und erneut parasitierter kommunikativer wie generell gesellschaftlicher Relationen findet.<sup>22</sup> Bereits an Derridas sich eigenmächtig drehender Postkarte oder an Serres vermeintlich einfachem Beispiel eines Quasi-Objekts/Quasi-Subjekts, dem Ball eines Ballspiels, wird deutlich, dass beide nicht mehr länger bloß als Medien im Sinn von Werkzeugen aufgefasst

werden. Vielmehr können sie selbst in die Subjektposition einrücken: Der Ball ist das Subjekt der Zirkulation, die Spieler sind nur seine Relaisstationen.<sup>23</sup> Hier löst sich eine Hierarchie auf, die die Annahme einer pragmatischen Dimension immer nur als statthaft zwischen Menschen ansieht, die, wie auch immer fern, miteinander kommunizieren. Dies scheint auch der interessante Aspekt in Gumbrechts *Diesseits der Hermeneutik*<sup>24</sup> zu sein. Die Kritik an einer vermeintlichen Restitution eines klassischen Präsenzkonzpts ginge dann fehl. Gumbrecht markiert die Differenz im Verweis auf Jean-Luc Nancy: »Die Präsenz kommt nicht, ohne jene Präsenz auszulöschen, welche die Repräsentation bezeichnen möchte (ihr Fundament, ihren Ursprung, ihr Thema).«<sup>25</sup> Ihren Ursprung und ihr Fundament hat die Repräsentation aber auch in Bewusstseinsinhalten, Intentionen, etc. die re-präsentiert werden. Was Gumbrecht hingegen als Präsenz zu denken scheint, ist eine direkte Beziehung zwischen Menschen mit unbelebten Objekten oder Medien, Texten, Bildern, »die – uneingeklammerte – physische Präsenz der Dinge (eines Texts, einer Stimme, einer Leinwand mit Farben, eines Mannschaftsspiels)«,<sup>26</sup> ohne dass der Verweis auf Abwesendes, Re-Präsentiertes den alleinigen Horizont ausmachen würde.<sup>27</sup>

Solche Relationen (und die in diesen Relationen Be- oder Entstehenden) ließen sich also durchaus als Hybride oder Mischwesen verstehen. Während Gumbrecht aber in einer bekannten Emphase der Plötzlichkeit genuin modern bloß nach Ausnahmementen für ein Ausnahmesubjekt sucht, haben einige Theoretiker Zeitlichkeit in ihrer Erstreckung gedacht und die Betrachtung vom Einzelnen auf die Vielzahl oder die Gemeinschaft ausgeweitet. Gerade in diesem Moment der Zeitlichkeit lässt sich Deleuze nicht nur mit der Figur des Rhizoms zitieren, sondern auch mit der Vorstellung vom Ganzen im Unterschied zum Ensemble.<sup>28</sup> Während die (immer nur künstlichen und vermeintlich geschlossenen) Ensembles sich im Raum situieren, situiert sich das Ganze dezidiert nicht als Totalität, sondern als Offenes in der Dauer. Auch hier steht der Begriff der Relation im Zentrum, denn sobald man in der *durée* denkt, gibt es keine stabilen Entitäten mehr, auch keine Akteure, die sich in einem stabilen, unveränderlichen Milieu bewegen, das wie ein Dekor funktioniert. Wenn Achilles die Schildkröte einholt, hat sich nicht nur die Relation zwischen diesen beiden, sondern auch der Zustand des Ganzen verändert, in dem sie sich bewegen. Die Relationen sind es, die für Michel Serres das Kollektiv bilden. So ist »Wir« auch weniger die Summe von »Ich«, sondern die Gesamtheit der Transmissionen oder Passationen (das Weitergeben oder das Weiterlaufenlassen, etwa des Balls) von Subjektpositionen, die, um im Bild zu bleiben, durch die Weitergabe des Balls allererst vergeben werden. Wo der Ball ruht, da tritt das Sein an die Stelle der Reaktion – und das Subjekt ist totgestellt.<sup>29</sup>

## Ambivalente Bewegungen: Latours Modell des gemeinsamen Haushalts

Damit ist ein Netz eröffnet, in das sich scheinbar nahtlos Bruno Latours Reflexionen zu Netzwerk-Akteuren und ihrer räumlich und zeitlich auf die Dauer und Ausdehnung der Netzwerke, denen sie angehören und in denen sie allein existieren, begrenzten Ontologie einfügen. Dennoch nehmen diese Denkfiguren bei Latour eine Wendung zurück ins Feste und Traditionelle.<sup>30</sup> Dies wird spätestens deutlich, wenn Latour in den *Politiques de la nature* nicht nur danach fragt, wie man die Wissenschaften zum Eintritt in die Demokratie bewegt. Denn es geht nur zum Teil darum, die Unantastbarkeit der Wissenschaften zu hinterfragen. Weiterhin sollen im Sinn der Ausweitung einer Expertenkultur<sup>31</sup> die Naturwissenschaftler zu Sprechern der Dinge, der nicht-menschlichen Entitäten gemacht werden. Wozu? Um diese zum Eintritt in die Sphäre der parlamentarischen Vertretung zu bewegen.<sup>32</sup> Dies hat seinen Preis, den Latour aber nicht nennt. So verwundert es, dass an die Stelle von Singularitäten, von denen bei Latour sonst häufig die Rede ist, hier offenbar das Postulat der raumzeitlichen Stabilisierung von Entitäten tritt: Erst wenn diese sich als stabil erwiesen haben, wird ihre Faktizität anerkannt und somit ihr Recht auf Repräsentation in einer gemeinsamen parlamentarischen Sphäre, die menschliche wie nichtmenschliche Akteure *eint*. Die Existenz von Pluriversen erscheint dabei nur als provisorischer Zustand, der mit der Vereinigung in einer gemeinsamen Welt überwunden werden soll. Es entsteht somit ein Ideal von Zählbarkeit, *Verfügbarmachung* und Stabilisierung von Identitäten, die lediglich als Ausweitung, nicht aber als Transformation eines klassischen Subjektbegriffs erscheint.

Vielleicht hätte man schon früher misstrauisch werden sollen, denn auch wenn die Beschreibung der neuzeitlichen Konstitution, die Latour gibt,<sup>33</sup> luzide ist, erscheint es doch als bezeichnend, welche Konsequenzen er aus dieser Beschreibung zieht. Die Aufteilung verschiedener Sphären und die Behauptung ihrer Unabhängigkeit voneinander, durch die sich diese Konstitution auszeichnet, war für Latour *an sich* nämlich durchaus sinnvoll. Warum? Weil sie zu *Beginn* der Moderne eine ungeahnte und nie dagewesene Handlungs- und Bewegungsfreiheit garantierte. Das Ignorieren der Existenz von der Hybriden und Mediateuren erlaubte gerade ihre massenhafte Produktion, das systematische Verkennen der eigenen Handlung war also produktiv.

Was Latour an der modernen Verfassung letztlich am meisten zu stören scheint, ist ihr *Verfall*, die zunehmende Handlungsunfähigkeit des menschlichen Subjekts, das sich selbst – in einer Art Selbsttäuschung – Domänen des Unverfügbaren konstruiert.<sup>34</sup> Insofern es darum geht, dies als strategisches Machtspiel zu decouvrieren – das Berufen auf die berühmten Sachzwänge – ist dem zu-

zustimmen. Doch geht es Latour auch um etwas anderes: Die Auflösung von Systemen oder Strukturen dient ihm letztlich der völligen Mobilmachung aller Reserven. Dies zielt auf den vollständigen Zugriff auf das Unverfügbare ab. Die Kritik an einer unangreifbaren Naturwissenschaft, deren Hervorbringungen immer erst historisiert und als Artefakte bloßgelegt werden, wenn sie als überholt gelten, geht leider einher mit einer mangelnden Reflexion über die Bedingungen der Anerkennung von neuen Akteuren oder ›Bürgern‹ in einer Versammlung, die eine Gemeinschaft repräsentiert, die nicht allein menschliche Akteure zu umfassen gedenkt.

Latour hätte sich vielleicht Michel Serres Lektüre einer Fabel von La Fontaine zu Herzen nehmen sollen: *Le Villageois et le serpent* erzählt von einem Landmann, der im Winter eine steif gefrorene Schlange findet, die er in sein Haus trägt, um sie dort vor dem Kaminfeuer zu wärmen. Kaum kehrt die Schlange ins Leben zurück, bedroht sie ihren Wohltäter, der sie daraufhin mit einem Schwert in drei Teile zerhaut, die sich vergeblich wieder zusammenzufügen suchen. Was bei La Fontaine eine Fabel über den Undank gegenüber den Wohltätern ist, liest sich bei Serres ganz anders: <sup>35</sup> Wer hat die Schlange gefragt, ob sie hineingetragen werden wollte, ob sie mit dieser Platzanweisung im Haus des Landmanns einverstanden ist? Man wacht auf und ist zu Dank verpflichtet.<sup>36</sup> Wer ist dann der Undankbare, fragt Serres. Wer ist schon damit einverstanden, aus seinem Territorium herausgetragen zu werden, und dabei das passive Objekt der Launen eines Anderen zu sein? Wer will dem zu Dank verpflichtet sein, der für einen entscheidet? Ebenso gut könne man, so Serres, den Profis der Politik Dank zollen.<sup>37</sup> Latour aber, der sich wie der *villageois* geriert, dürfte sich über den Undank derer nicht wundern, die er ins Haus zerzt,<sup>38</sup> um sie der eigenen Ökonomie, der Ökonomie des Eigenen und des Gleichen zu unterwerfen.

## Szenen jenseits des eigenen Oikos

Es geht auch anders, worauf hier aus Platzgründen nur noch ausblickhaft verwiesen werden kann.<sup>39</sup> Die *Szene des Politischen* bei Jacques Rancière<sup>40</sup> etwa situiert sich nicht in einem a priori festgelegten Rahmen, wie es ein Parlament mit seinen Zutrittsbedingungen darstellt. Vielmehr ist das Besondere des Politischen als *polemischer* Relation, dass seine Szene überhaupt erst geschaffen werden muss. Dies betrifft nicht allein den Inhalt dessen, was verhandelt wird. Ebenso wenig stehen im Voraus Zahl und Identität der Personen oder der Ort dieser Szene fest, der potentiell überall sein kann und der die Topographie der bestehenden Konstellationen verschiebt. Nicht minder wichtig ist die Vorstellung, dass die politische Gemeinschaft – anders als die Polizeigemeinschaft,<sup>41</sup> deren Mitglieder in ihrer Identität in festen Adressenordnungen erfasst und festgeschrieben sind und auch nur in Hinblick auf

ihre festgelegte Adresse befragt werden oder das Wort haben – sich nicht um das Gemeinsame versammelt, sondern im Unvernehmen, das die störungsfreie Kommunikation unterbricht (in der Gleiche die gleiche Sprache sprechen oder im gleichen Code kommunizieren), gerade dort auseinander setzt, wo sie etwas als Differenz durchzieht, gleichzeitig trennt *und* verbindet. Dieser Gedanke der trennenden Verbindung ist auch bei Jean-Luc Nancy zentral, der zudem die Gemeinschaft dezidiert über die Gruppe der lebendigen (und produzierenden) Menschen hinaus erweitern will und als Konsequenz daraus spezifisch die Idee einer produktiv nach den Gesetzen einer geregelten Ökonomie ein Werk schaffendes und sich um dieses Werk versammelnden Gemeinschaft kritisiert.<sup>42</sup>

Diese Kritik an Produktivität und Aktivität ist umso bedenkenswerter, als auch aus ganz anderen Gründen die Verabschiedung eines Denkens, das Handeln und Aktivität mit Macht gleichsetzt (und mit der gegenläufigen Betonung der Passivität letztlich auch nur die althergebrachte Opposition stärkt), geboten erscheint. Foucaults Überlegungen zur Gouvernementalität machen deutlich, dass diese Form der Macht gerade auf einer sparsamen Dosierung von Handlung beruht.<sup>43</sup> In *Omnes et singulatim* hat Foucault ausdrücklich die Macht von der Gewalt unterschieden:<sup>44</sup> Während Gewalt die Ausübung einer Handlung über ein rein passives Opfer ist, bringt die Macht jemanden dazu, etwas zu tun – und damit ein Subjekt hervor. Die Produktion des Subjektes geht einher mit der Produktivität von Macht an sich (die bekanntlich nie bloß repressiv war). Vollends angebracht ist Skepsis gegenüber der Gleichsetzung von Handlung und Macht in der zeitgenössischen Kontrollgesellschaft. In Anknüpfung an die Überlegungen von Deleuze hat etwa der Soziologe Alain Ehrenberg den Zwang zur Performativität untersucht.<sup>45</sup> Zentral an diesem Sachverhalt aber ist hier, was Foucault formuliert hat, nämlich dass der Zwang zur Produktion selbst mit der Produktion des Subjektes einhergeht, mit der Produktion und Einrichtung einer Adresse oder festen Identität. Produktion wäre demnach auch die Produktion von Verfügbarkeit,<sup>46</sup> Verfügbarmachung des Unverfügbaren. So will Latour im Schritt der Beschreibung neuer Entitäten neue Subjekte verfügbar machen, die in ihrer Subjektwerdung den Anspruch auf Repräsentation im Parlament der Dinge erwerben. Doch anders als bei Rancière geht es hier um keinen Motor des Polemischen, der die Demokratie in Gang hält. Vielmehr soll ein Abschluss gefunden werden, der mit einer neuen Festschreibung (von Identitäten, Subjektpositionen und ihren Adressen) einhergeht. Dies ist ein Modell der Gleichheit und der Identität. Einen anderen Entwurf von Demokratie und Gemeinschaft als (trennende) Beziehung zum notwendig unverfügbaren (weil nur so) Anderen findet man etwa bei Maurice Blanchot,<sup>47</sup> der die Vorstellungen von Ko-Präsenz einer Gemeinschaft im Hier und Jetzt zugunsten einer der Logik des Futur

Il gehorchenden Verräumlichung und Verzeitlichung<sup>48</sup> auflöst, die nicht zufällig auch für Derrida zentral ist. Derrida bezieht sich darüber hinaus in der Wiederaufnahme des Themas der »démocratie à venir« in *Voyous*, das in erster Linie eine Reflexion über die Demokratie und die Aporie der Entstehung des Unverfügbaren aus dem Kalkül der Gleichheit heraus ist, ausdrücklich auf Heideggers Konzept der *Gelassenheit*.<sup>49</sup> Per se mit der Vorstellung einer Öffnung verbunden, könnte es auch einen Weg aus dem klassischen Denken von Handlungsmacht und seinen wirkmächtigen Konzepten und Oppositionen eröffnen. Heidegger situiert es ausdrücklich »außerhalb der Unterscheidung von Aktivität und Passivität«<sup>50</sup> und dies »weil die Gelassenheit nicht in den Bereich des Willens gehört«.<sup>51</sup> Heidegger spielt dabei die Semantik des Verbs »lassen« gegen die Begriffe des Wirkens und des Willens aus, also jene Begriffe, die für Kausalität, Finalität und Intentionalität stehen. Das Denken, das sich mit dieser Gelassenheit verbindet, gelangt in einen Bereich jenseits der Vorstellung von klaren Entitäten als unserem üblichen Denk-Horizont, in einen Bereich, den Heidegger *Gegnet* nennt und in dem »auch die Dinge, die in der Gegnet erscheinen, nicht mehr den Charakter von Gegenständen haben.«<sup>52</sup> In diesem Denkmodus jenseits von Aktivität und Passivität haben die Dinge also nicht den Charakter selbst-identischer und somit verfügbar gemachter Gegenstände. Auch Derrida unterstreicht die Durchkreuzung der Opposition aktiv/passiv, wenn er die Vorstellung der Performativität kritisiert und von Meta-Performativität spricht,<sup>53</sup> die im Warten besteht,<sup>54</sup> im Kommenlassen des Anderen, das nur vielleicht kommt und mit dem man nicht rechnen kann.

<sup>1</sup> Der Versuch einer anderen Bestimmung dieses Verhältnisses ist in vielerlei Hinsicht weniger ein Neuanfang als die Rekonstruktion einer Genealogie, die neben dem *mainstream* (nicht nur) des neuzeitlichen abendländischen Denkens verläuft. Doch sind die Potentiale in beiden Traditionssträngen mannigfaltig. Ich werde mich im Folgenden aus der Perspektive eines Literatur- und Kulturwissenschaftlers auf einige kursorische Hinweise auf letztere Traditionslinie beschränken – und gleichzeitig einige (kultur)theoretische Positionen aufrufen, die weniger prominent als ANT mit Fragen der *Agency* verbunden werden und ohne die ANT vermutlich dennoch nicht denkbar wäre.

<sup>2</sup> Die Entwicklung Bruno Latours vom Wissenschaftstheoretiker zum Denker von Hybriden, die sich quer durch vermeintlich getrennte Bereiche oder Systeme wie Natur und Gesellschaft, Wissenschaft und Politik erstrecken hin zu einer ökologischen Politik, die die Grenzen der Gemeinschaft neu definiert, ist hier symptomatisch – und kein Einzelfall. Auch Michel Serres, dem Latour viel schuldet, spannt in *Le parasite* (Paris 1997), einen Bogen, der ihn von grundsätzlichen logischen Erwägungen über die Sphäre der Technik und der Arbeit bis zur Gesellschaft führt. Latour ist ihm dabei auch in der Präferenz für den Begriff des Kollektivs gegenüber dem der Gemeinschaft gefolgt.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu auch Jacques Derrida: *La raison du plus fort* (Y-a-t-il des états voyous?), in: ders.: *Voyous*, Paris 2003, S. 17-161, hier S. 68.

<sup>4</sup> Aristoteles: *Politik*, hg. u. übers. v. F. F. Schwarz, Stuttgart 1989, S. 78 f.

<sup>5</sup> Ebd., S. 78.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu die Aristoteles-Lektüre Jacques Rancières (*La mésentente*, Paris 1995).

<sup>7</sup> Aristoteles: *Politik* (Anm. 4), S. 99

<sup>8</sup> Alfred Gell: *Art and Agency*. An Anthropological

Theory, Oxford 1998.

<sup>9</sup> Allerdings hatten dies bereits jene Ansätze geleistet, die unter dem Etikett Rezeptionstheorie firmieren. Dort aber wird Rezeption in der Regel gerade nicht als Passivität gedacht.

<sup>10</sup> Nicht umsonst zählte im Mittelalter die Aristotelische Lehre der vier *causae* zum Grundbestand des Denkens. Auch in vermeintlich »weltlichen« Texten wie Marco Polos/Rustichello da Pisas *Devisement du monde* ergibt eine klassische Aktantenanalyse, dass die vermeintlichen Akteure – die reisenden männlichen Mitglieder der Familie Polo – in Wahrheit nur Werkzeuge des primären Agenten Gott sind.

<sup>11</sup> Vgl. Gilles Deleuze: *Contrôle et devenir*, in: ders.: *Pourparlers*. 1972-1990, Paris 2003 (1990), S. 229-239.

<sup>12</sup> Wobei natürlich die Handlungsmacht der menschlichen Institutionen beständig reflektiert wird, worauf schon die Rede von juristischen Personen verweist.

<sup>13</sup> Neben den *Elixieren des Teufels* lässt sich bei E.T.A. Hoffmann auch an *Klein Zaches genannt Zinnober* denken.

<sup>14</sup> Der aber, wenn man Derrida folgt, in seinem Gestus seinerseits ambivalent ist: Die Erforschung und Erkundung des Unbewussten kann auch gerade zur Rettung der Sphäre des Bewussten führen.

<sup>15</sup> Vgl. natürlich die *MATRIX*-Trilogie (USA ab 1999) oder *I ROBOT* (USA 2004), aber auch zahlreiche Erzählungen von Philip K. Dick.

<sup>16</sup> Neben Dinosauriern, Riesenaffen, obligaten Ekelinsekten oder Spinnen sei auf die weniger spektakuläre, dafür aber sehr differenzierte Auseinandersetzung mit nicht-menschlicher Handlungsmacht in Saul Bass' Film *PHASE IV* (GB/USA 1973) hingewiesen, der gerade auch in Hinblick auf die Frage nach der Kommunikation zwischen Ungleichen relevant ist.

<sup>17</sup> Vgl. das Genre des Zombie-Films, aber auch die neue Virulenz des Geisterfilms, etwa *THE SIXTH SENSE* (USA 1999) oder *THE OTHERS/LOS OTROS* (E/USA 2001), und zuletzt Robin Campillos Film *LES REVENANTS* (F 2004).

<sup>18</sup> Aber auch an der französischen Kintotheorie. So hat schon Edgar Morin (*Le cinéma ou l'homme imaginaire: essai d'anthropologie historique*, Paris 1956) den Akteursstatus der Dinge im Film herausgearbeitet. Ein Film, der in seinen Einstellungen massiv den Primat der menschlichen Akteure in Frage stellt, ist Max Ophüls' *LOLA MONTEZ/LOLA MONTÉS* (D/F 1955).

<sup>19</sup> Womit Perec, der sich mit Barthes auseinandersetzt, wiederum die Reflexionen des frühen Jean Baudrillard (*Le Système des objets*, Paris 1968) beeinflusst hat.

<sup>20</sup> Auch wenn man davon ausgeht, dass die Botschaft nicht unabhängig vom Medium zu haben ist und im Übergang von einer medialen Konfiguration zur anderen nicht selbstidentisch erhalten bleibt, hat man das triadische Modell noch nicht aufgegeben.

<sup>21</sup> Zentral sind hier Jacques Derrida: *La carte postale de Socrate à Freud et au-delà*, Paris 1980 und ders.: *Signature Événement Contexte*, in: ders.: *Limited Inc*, Paris 1990, S. 15-51.

<sup>22</sup> Serres ersetzt den Pfeil, der A mit B verbindet, durch eine Dreier-Verästelung, die das kleinste Element komplexer Netzwerke abgibt. Gleichzeitig betont er, dass die Vergabe der Plätze (Wirt (1), Parasit (2) und Parasit des Parasiten oder intercepteur (3)) nicht identitär festgelegt ist: Jeder kann hier der Erste, Zweite oder Dritte sein. Gleichzeitig ist die Parasitierung als Prozess *ad infinitum* gedacht, vgl. Serres: *Le parasite* (Anm.2), S. 41 ff.

<sup>23</sup> Vgl. ebd., S. 404.

<sup>24</sup> Hans-Ulrich Gumbrecht: *Diesseits der Hermeneutik*. Die Produktion von Präsenz, Frankfurt a. M. 2004.

<sup>25</sup> Ebd., S. 77.

<sup>26</sup> Ebd., S. 128.

<sup>27</sup> Dies kommt einer Parteinahme für eine Position gleich, die in der ikonoklastischen Tradition der Distanznahme immer als die naive denunziert wurde: Wer sich vom Bild (oder Text) selbst affizieren lässt oder vom Automatismus des Abdrucks fasziniert ist, gilt als einfach im Geiste, der Gebildete und Aufgeklärte hingegen sucht im *Werk* nach den Spuren des Schöpfers als Kommunikationspartner, vgl. etwa Michael Baxandall: *Giotto and the Orators* (Oxford 1971), aber natürlich auch Georges Didi-Huberman: *Ähnlichkeit und Berührung. Anachronismus und Modernität des Abdrucks* (Köln 1999). In diesen Kontext gehört auch das Menetekel des Fetischismus, der stets die gesunden Beziehungen zwischen

menschlichen Subjekten bedroht, vgl. hierzu etwa W.J.T. Mitchell: *Iconology. Image, Text, Ideology*, Chicago 1987 (1986), bes. S. 160-208.

- <sup>28</sup> Gilles Deleuze: *Cinéma. 1. L'image-mouvement*, Paris 1983, S. 9-22.
- <sup>29</sup> Vgl. das Kapitel »Théorie du quasi-objet« in: Serres: *Le parasite* (Anm. 2), S. 401-419.
- <sup>30</sup> Womit hier keineswegs auf eine Fundamentalkritik Latours abgezielt wird. Die Zuspitzung der *Einwände* ist dem Format geschuldet und bleibt per se die Gerechtigkeit der eingehenden Betrachtung schuldig.
- <sup>31</sup> Eine Tendenz, die Jacques Rancière zurecht als Beschränkung des Raums der Demokratie kritisiert, vgl. ders.: *La Méseente* (Anm. 6), S. 150 ff.
- <sup>32</sup> »Faire entrer« ist die Formulierung in Latours Untertitel.
- <sup>33</sup> Bruno Latour: *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*, Paris 1997.
- <sup>34</sup> Der Verdacht liegt nahe, dass – unausgesprochen – Elemente von Foucaults Bestimmung der Episteme der Moderne aus *Les mots et les choses* für Latours Konstitution der Moderne Pate gestanden haben. Ich denke dabei in erster Linie an Foucaults Analyse der objektiven Transzendentalien Arbeit, Sprache und Leben (*Les mots et les choses*. Une archéologie des sciences humaines, Paris 1966, vgl. die Sektoren Gesellschaft, Diskurs und Natur bei Latour: *Nous n'avons jamais été modernes*, Anm.6), die eben eine solche Sphäre des Unverfügbaren eröffnet haben, gleichzeitig aber für das Selbstverständnis des Menschen unhintergebar werden. Man könnte sich geradezu fragen, ob Latour von einer Rückkehr zur klassisch-klassizistischen Episteme träumt. In dieser Frühphase funktionierte die moderne Konstitution ja nicht nur reibungslos. Wie Foucault anmerkt, stellte das Wissen um die Konventionalität aller Repräsentation als von Menschen gemachten keinerlei Problem dar – dies erinnert wiederum an Latours Theorie des *faitiche*, also der Vorstellung, dass die Gemachtheit von Sachverhalten oder Dingen kein Argument gegen ihre *Realität* ist, vgl. Bruno Latour: *A Few Steps Toward an Anthropology of the Iconoclastic Gesture in: Science in Context* (10/1997), S. 63-83.
- <sup>35</sup> Und übrigens schon bei Lessing, der in *Der Knabe und die Schlange* eine andere Schlange den Sachverhalt aus Sicht ihrer Gattung berichten lässt: Der Landmann habe die Schlange »gastfreundlich« mitgenommen, um ihre schöne bunte Haut abzuziehen.
- <sup>36</sup> Nicht zufällig ist es also auch eine Fabel über die Logik der ökonomischen Verpflichtung von Gabe und Gegengabe, die nichts mit einer bedingungslosen Gabe an den/des Anderen zu tun hat.
- <sup>37</sup> Vgl. Serres: *Le parasite* (Anm. 2), S. 50 ff.
- <sup>38</sup> Eine Passage aus Latours *Politiques de la nature. Comment faire entrer les sciences en démocratie* (Paris 1999) ist in diesem Zusammenhang besonders verräterisch, denn hier ist die vermeintliche Handlungsmacht der nichtmenschlichen Entitäten nichts als das Resultat einer Bauchrednerhandlung, in der Latour den Entitäten, die »sich präsentieren« – tatsächlich aber in der Beschreibung präsent gemacht werden – als Handlungen im Modus Aktiv zuschreibt, was diese tatsächlich erleiden müssen. So bitten diese darum, mit eingerechnet zu werden (»demandent à être pris en compte«, ebd., S. 150), bewerben sich um die gemeinsame Existenz und unterwerfen sich Prüfungen, deren Ausgang noch ungewiss ist (»poser leur candidature à l'existence commune et se soumettent à des épreuves dont l'issue est encore incertaine.«, ebd.). Dass der Zugang zur gemeinsamen Existenz nur über die Unterwerfung, also über die Erlangung des Subjektstatus erfolgen kann, verwundert kaum.
- <sup>39</sup> Genauer ausgeführt wird dies im Tagungsband zur Konferenz *Ummengen. Szenen verteilter Handlungsmacht*.
- <sup>40</sup> Vgl. Rancière: *La Méseente* (Anm. 6).
- <sup>41</sup> Diesen Begriff übernimmt Rancière von Foucault, meint damit aber generell jede feststehende Herrschafts- und Regierungsordnung, nicht bloß einige historische Ausprägungen derselben.
- <sup>42</sup> Vgl. Jean-Luc Nancy: *La communauté désœuvrée*, Paris 1999.
- <sup>43</sup> Vgl. Michel Foucault: *Leçon du 1er février 1978*, in: ders.: *Sécurité, territoire, population. Cours au collège de France. 1977-1978*, Paris 2004, S. 91-118.
- <sup>44</sup> Vgl. Michel Foucault: *Omnes et singulatum*, in: ders.: *Dits*

et écrits II, 1976-1988, Paris 2001, S. 955-980, hier: S. 979.

- <sup>45</sup> Vgl. etwa Alain Ehrenberg: *La fatigue d'être soi. Dépression et société*, Paris 1998. Vgl. aber auch der Begriff des Transgressionszwangs bei Simon Ruf/Joseph Vogl: *Wir Victorianer? Eine Skizze*, in: Deutsches Hygiene Museum Dresden (Hg.): *Sex. Vom Wissen und Wünschen*, Dresden 2001, S. 105-113 Die Feier eines ungebrochenen Performativitäts- und Produktivitätsideals in Fortsetzung der Herr-Knecht-Dialektik stellt auch einen der Hauptkritikpunkte an Michael Hardt/Antonio Negri: *Multitude. War and Democracy in the Age of Empire*, New York 2004, dar.
- <sup>46</sup> Was natürlich nicht an und für sich und ganz und gar verdammt oder denunziert werden kann. Doch die immer größere Verfügbarmachung, die Generierung von immer mehr Adressen, produziert, wenn man Rancière folgt, auch die radikale Exklusion dessen, was nicht angepasst werden kann. Ebenso müsste man an Latour die Frage stellen, was mit jenen »Entitäten« geschieht, die sich nicht erfolgreich um einen Platz im Parlament bewerben haben und wie die Schlange bei La Fontaine in mehrere, gar gestaltlose Teile zerfallen sind.
- <sup>47</sup> In Auseinandersetzung mit Bataille und Nancy in: Maurice Blanchot: *La communauté inavouable*, Paris 1983.
- <sup>48</sup> Die ständige Veränderung in der Dimension der Zeit als Dauer – eben gerade nicht als Fortdauern des Gleichen, des Ensembles, sondern als fortdauernde Veränderung – denkt auch Deleuze (mit Bergson) in der Vorstellung des Ganzen.
- <sup>49</sup> Das er damit in der Betonung der Notwendigkeit des Kalküls wie in der Betonung der Erwartung des Anderen gleichzeitig von der – Derrida zufolge notwendig miteinander einhergehenden – Technik- und Demokratiefeindlichkeit ablöst, die es bei Heidegger hatte, ohne allerdings dessen einschlägige Texte explizit zu zitieren, v. a. den *Dialog Zur Erörterung der Gelassenheit. Aus einem Feldweggespräch über das Denken* (in: ders.: *Gelassenheit*, Pfullingen 1959, S. 29-73). Diese Transformation ist unabdingbar, denn die bedenklichen Implikationen, von denen das Konzept der Gelassenheit bei Heidegger seinen Ausgang nimmt (eine Figur des Eigenen, die fatalerweise auch noch bei der Verbundenheit mit dem eigenen Boden ansetzt und die Entfremdung von diesem durch technisch-mediale Zusammenhänge beklagt), können weder geteilt noch einfach verschwiegen werden. Auch Gumbrecht bezieht sich übrigens, allerdings ohne kritische Arbeit, auf diese Texte Heideggers.
- <sup>50</sup> Ebd., S. 35.
- <sup>51</sup> Ebd., Hervorhebung im Original.
- <sup>52</sup> Ebd., S. 42.
- <sup>53</sup> Derrida, *La raison du plus fort. (Y-a-t-il des états vovous?)* (Anm.3), S. 133. Damit bietet er einen Gegenentwurf zur Platonischen Bestimmung der Freiheit als autonomer Macht zu Handeln, die er zuvor rekonstruiert hatte, vgl. S. 44 ff.
- <sup>54</sup> An die Stelle der Passivität tritt die Geduld, also die *patience*, vgl. ebd., S. 132.

## Wie (Rück-)Versicherer mit dem Schlimmsten rechnen, z.B. bei Naturkatastrophen und Klimaänderung

VON  
Gerhard Berz

### Zusammenfassung

Naturkatastrophen verursachen weltweit immer größere Schäden. Seit den 60er Jahren ist die Häufigkeit großer Naturkatastrophen auf gut das Doppelte, die volkswirtschaftlichen Schäden sind – schon inflationsbereinigt – auf das Siebenfache und die versicherten Schäden sogar auf das Fünfehnfache gestiegen. Als Hauptursachen sind die zunehmende Verstädterung, die Besiedelung und Industrialisierung hochgefährdeter Regionen, die Verwundbarkeit moderner Technologien und auch die anthropogenen Umweltveränderungen anzusehen. Besonderen Grund zur Sorge geben die Abschätzungen künftiger Schadenpotenziale, die bei einer Reihe realistischer Katastrophenszenarien bisher ungekannte Ausmaße erreichen. Die Versicherungswirtschaft bietet trotz dieser ungünstigen Schadentrends ein breites Spektrum von Deckungen gegen Elementarschäden an; sie versucht gleichzeitig, ihre Kunden zu verstärkter Schadenvorsorge zu motivieren. Außerdem unternimmt sie große Anstrengungen, ihre eigenen Schadenpotenziale durch den Einsatz moderner geowissenschaftlicher Methoden zu ermitteln. Nach wie vor problematisch ist die Abschätzung der Folgen künftiger Klimaänderungen für die Häufigkeit und Intensität atmosphärischer Extremereignisse, auch wenn sich die Indizien für bereits heute signifikante Einflüsse hierauf häufen.

Die Versicherungswirtschaft reagiert seit etwa Anfang der 80er Jahre zunehmend beunruhigt auf die rapide steigenden Schadenbelastungen aus Naturkatastrophen. Die Tatsache, dass über drei Viertel der volkswirtschaftlichen und neun Zehntel der versicherten Schäden von atmosphärischen Extremereignissen wie Stürmen, Überschwemmungen und Unwettern verursacht wurden, nährt den Verdacht, dass die weltweit beobachteten Umwelt- und Klimaveränderungen maßgeblich zu dem Katastrophentrend beitragen. Auch wenn die wissenschaftliche Absicherung dieses Zusammenhangs noch aussteht, so stehen die Plausibilität und gleichzeitig auch die Brisanz dieser Vermutung außer Frage. Wirtschaft und Politik müssen deshalb entsprechend dem Vorsorgeprinzip eine weitere Verschärfung der Katastrophenentwicklung als Folge der erwarteten Klimaveränderungen in ihre Überlegungen einbeziehen und den Kosten wirkungsvoller Vermeidungsstrategien gegenüberstellen.

### Katastrophentrends

Die Schadenbelastungen aus Naturkatastrophen haben, gerade in den letzten Jahren und gerade für die Versicherungswirtschaft, dramatische Ausmaße angenommen. Vor 1987 hat eine einzige Naturkatastrophe, der Hurrikan »Alicia« 1983, die Versicherungswirtschaft mehr als eine Milliarde US-Dollar gekostet. Seit 1987 überstiegen aber insgesamt 45 Ereignisse, davon allein 27 in den 90er Jahren und schon wieder 16 seit 2000 diese Schadenshöhe. Der Hurrikan »Andrew« bildet dabei den absoluten Spitzenreiter mit versicherten Schäden von rund 17 Milliarden Dollar, die allerdings noch ein Mehrfaches höher gewesen wären, wenn »Andrew« statt eines »double miss« – er zog nämlich rund 50 bzw. 150 km an Miami und New Orleans vorbei – dort zwei Volltreffer gelandet hätte. Nicht viel anders war es auch bei dem Erdbeben 1994 in Kalifornien, das ebenfalls den Großraum Los Angeles nur am Rande betroffen hatte und deshalb trotz versicherter Schäden von mehr als fünfzehn Milliarden Dollar nur als »Warnschuss« oder bestenfalls als »Streifschuss« gelten kann, ebenso wie das Erdbeben 1995 in Kobe/Japan. Diese beiden Erdbeben sind die einzigen Katastrophen der beschriebenen Größenordnung, die ihren Ursprung nicht in der Atmosphäre hatten.

Der Verlauf großer Naturkatastrophen seit 1950 zeigt den drastischen Anstieg der Katastrophenschäden in den letzten Jahren sehr deutlich – eine Entwicklung, die schon in einigen Jahren jährliche Schadenbelastungen in der Größenordnung von 100 Milliarden Dollar (in heutigen Werten) zur Norm werden lassen wird. Die inflationsbereinigte Zunahme gegenüber den 60er Jahren, die noch in den 80er Jahren das Dreifache für die volkswirtschaftlichen und das Vierfache für die versicherten Schäden betrug, ist inzwischen – also für die letzten 10 Jahre – auf das Siebenfache bzw. das gut Fünfehnfache hochgeschnellt. Diese Angaben beziehen sich auf so genannte »große« Naturkatastrophen; die übrigen Elementarschadenereignisse, von denen die Münchener Rück jährlich etwa 600-850 aus aller Welt erfasst, erhöhen das Gesamtschadenvolumen bis auf das Doppelte.<sup>1</sup>

Diese Schadenzunahme wird zweifellos zu einem großen, ja dominierenden Teil von steigenden Werten bzw. versicherten Haftungen, insbeson-

dere auch in den immer zahlreicheren und ausgedehnteren Großstadt-Regionen, in denen damit zwangsläufig die Trefferwahrscheinlichkeit und Schadenhöhe steigen, verursacht. Außerdem zeigt sich immer wieder bei Naturkatastrophen, dass die Schadenanfälligkeit von Bauwerken und Infrastrukturen trotz aller Bauvorschriften und technischen Weiterentwicklungen eher größer als kleiner geworden ist. Hurrikan »Andrew« und die Erdbeben in Kalifornien und Japan belegen dies ganz deutlich.<sup>2</sup>

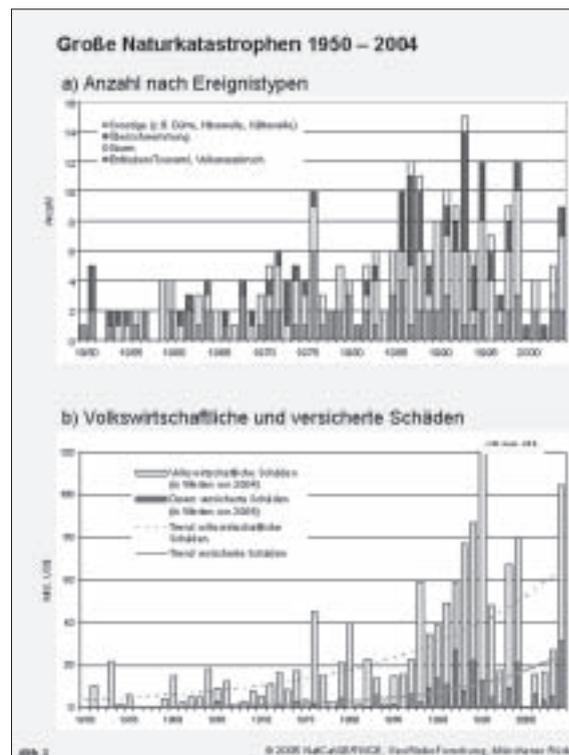
## Klimaänderung

Gleichzeitig haben sich aber die Indizien verstärkt, dass die sich abzeichnende Klimaänderung Einfluss auf die Häufigkeit und Intensität von Naturkatastrophen gewinnt. Da sind einerseits die großen Sturmkatastrophen der letzten Zeit, die fast jedes Jahr für neue Schadenrekorde sorgen, und andererseits die zahllosen Überschwemmungs-, Unwetter-, Dürre- und Waldbrandkatastrophen, die heute häufiger als jemals zuvor aufzutreten scheinen.

Der dritte Status-Bericht des *Intergovernmental Panel on Climate Change* (2001)<sup>3</sup> misst dem Zusammenhang zwischen der globalen Erwärmung und der Häufung bzw. Intensivierung atmosphärischer Extremereignisse besondere Bedeutung bei. Tatsächlich ergeben die Analysen von Beobachtungsreihen ebenso wie die Modellrechnungen zahlreiche neue Hinweise darauf, dass sich die Eintrittswahrscheinlichkeiten für Extremwerte verschiedener meteorologischer Größen bereits deutlich geändert haben oder noch ändern werden. Nachstehend einige Beispiele:

Die erwartete weitere Zunahme der globalen Durchschnittstemperaturen um – je nach Emissions- und Klimamodell – 1,4 bis 5,8 °C bis zum Ende des Jahrhunderts lässt die Wahrscheinlichkeit von Temperaturhöchstwerten außerordentlich stark ansteigen. So folgt schon aus einem moderaten Anstieg der Sommertemperaturen in Mittelengland um 1,6 °C, der dort bis etwa 2050 eintreten soll, dass ein Hitzesommer wie 1995 – nach der Temperaturverteilung 1961-90 ein 75-Jahre-Ereignis, das die Versicherer Hunderte von Millionen £ an Gebäudeschäden durch Bodensenkungen kostete – dann durchschnittlich einmal in drei Jahren stattfinden wird, sofern sich die Form der Verteilungskurve (Gaußsche Normalverteilung) nicht verändert. In ähnlicher Weise ergibt sich aus der Temperaturreihe von Berlin, dass die höchste im letzten Jahrhundert beobachtete Temperatur (39 °C) Ende dieses Jahrhunderts eine fast zehnmals höhere Überschreitenswahrscheinlichkeit haben wird.<sup>4</sup> Auf die damit verbundenen Hitzewellen sind wir, wie uns der Hitzesommer 2003 in Europa überaus deutlich vor Augen führte, heute noch in keiner Weise vorbereitet, so dass erhebliche Probleme bzw. Anpassungskosten zu erwarten sind. Und dieser »Sommer der Zukunft« könnte schon in wenigen Jahrzehnten zum Normalfall werden. In Mitteleuropa sind die Winter in den letzten

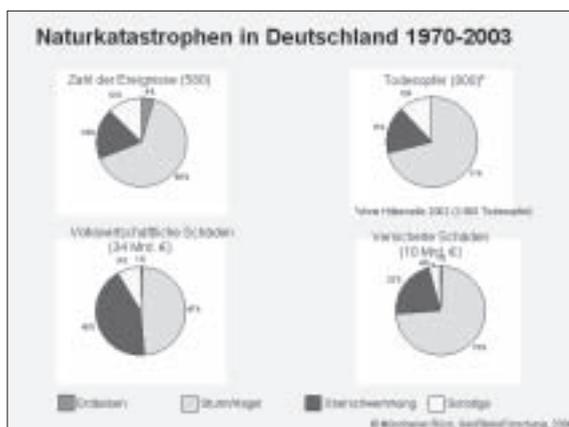
Jahrzehnten deutlich wärmer und feuchter, die Sommer trockener geworden. Im Winter fällt mehr Niederschlag als Regen statt als Schnee und fließt größtenteils oberflächlich ab, so dass die Abflussmengen zunehmen, wie die Messreihen aus dem Einzugsbereich des Rheins belegen. Eine holländische Studie sagt eine erhebliche Zunahme der Überschreitenswahrscheinlichkeit kritischer Niederschlagsmengen vorher.<sup>5</sup> Die Erwärmung erhöht generell auch die Aufnahmefähigkeit der Luft für Wasserdampf und damit die Niederschlagspotentiale. Zusammen mit verstärkten Konvektionsprozessen führt dies zu häufigeren und extremeren Starkregenereignissen, die heute schon für einen Großteil der Überschwemmungsschäden verantwortlich sind. Die milderen Winter, wie sie in Mitteleuropa inzwischen typisch geworden sind, lassen die Schneeflächen, über denen sich früher stabile Kältehochs als Barriere gegen die aus dem Atlantik heranziehenden Sturmtiefs bildeten, schrumpfen. Die Barriere ist deshalb häufig schwach oder nach Osten verschoben, so dass verheerende Orkanserien wie 1990 und 1999 nicht mehr als seltene Ausnahmeerscheinungen gelten können. In den Windregistrierungen einiger repräsentativer deutscher Wetterstationen zeigt sich in den letzten drei Jahrzehnten eine deutliche Zunahme der Zahl der Sturmtage.<sup>6</sup> Noch nicht wissenschaftlich bestätigt ist ein im Nordatlantik beobachteter Trend zu häufigeren und extremeren Sturm-



tiefs, also eine Zunahme der Sturmaktivität selbst. Ebenso umstritten bzw. widersprüchlich sind die bisherigen Befunde zum Zusammenhang zwischen Erwärmung und tropischer Wirbelsturmaktivität, was vor allem mit Blick auf den

erwarteten Meeresspiegelanstieg für viele dichtbevölkerte Küstenregionen und Inselstaaten zu einer Frage des Überlebens werden könnte.

Vor dem düsteren Hintergrund dieser befürchteten Veränderungen ist die entscheidende Frage nicht, ob und wann die anthropogene Klimaänderung endgültig beweisbar sein wird, sondern ob die bisherigen Klimadaten bzw. die Klimamodellrechnungen ausreichende Anhaltspunkte liefern können, die künftigen Veränderungen sinnvoll abzuschätzen und richtige Anpassungs- und Vermeidungsstrategien rechtzeitig zu entwickeln. Das Irrtumsrisiko wird auf absehbare



Zeit groß bleiben; um so wichtiger, dass die Strategien selbst anpassungsfähig sind und an den zu vermeidenden Schäden gemessen werden. Von vornherein erfolgreich sind so genannte »no-regret« bzw. »win-win«-Strategien, wie z.B. die Verringerung des Energieverbrauchs, da sie, selbst wenn die Klimarelevanz geringer als vermutet sein sollte, in jedem Fall zu einer wünschenswerten Schonung der Ressourcen (auch in finanzieller Hinsicht) führen und darüber hinaus geeignet sind, das Verantwortungsbewusstsein der Industrieländer gegenüber der Dritten Welt zu demonstrieren. Mit diesen Strategien nach dem Vorsorgeprinzip liegt man »auf der sicheren Seite« und es gibt dabei hoffentlich nur Gewinner.

## Naturkatastrophen in Deutschland

Elementarschäden stammen in Deutschland größtenteils von atmosphärischen Extremereignissen. Hier stehen die Stürme sowohl bei der Zahl der Schadenereignisse und der Toten als auch bei den volkswirtschaftlichen und – ganz besonders – den versicherten Schäden mit Abstand an erster Stelle, gefolgt von den Überschwemmungen, den sonstigen Naturkatastrophen (u.a. Winterschäden, Waldbrände, Erdbeben) und schließlich den hier nur selten schadenträchtigen Erdbeben. So lag im Zeitraum 1970 – 2003 der Anteil der Sturm- und Hagelereignisse bei 65 % aller 580 registrierten Katastrophen, bei 71 % der immerhin 800 Katastrophenopfer, bei 47 % der 34 Mrd. Euro volkswirtschaftliche Gesamtschäden und bei so-

gar 73 % der 10 Mrd. Euro versicherte Schäden<sup>7</sup> Entsprechend gering fallen die Anteile der anderen Katastrophentypen aus.

Natürlich ist ein Zeitraum von 34 Jahren nicht ausreichend, um ein wirklich repräsentatives Bild von der Katastrophengefährdung in Deutschland zu vermitteln, aber der gewählte Zeitabschnitt kann im Hinblick auf die beobachteten Naturkatastrophen als durchaus typisch gelten, wenn gleich sich selbst in diesen wenigen Jahrzehnten der Jahresgang von Niederschlägen und Temperaturen deutlich verändert zu haben scheint. Andererseits dürften die in Deutschland gefundenen Gefährdungsverhältnisse näherungsweise auch für die meisten Nachbarländer charakteristisch sein.

Das Bild ändert sich deutlich, wenn man die Schadenpotenziale extremer Naturkatastrophen betrachtet, bei denen man u.a. auch ein weitgehendes Versagen der bautechnischen und organisatorischen Vorsorgemaßnahmen befürchten muss. Hier rücken dann Ereignisse in den Vordergrund, die zwar nur eine sehr kleine Eintrittswahrscheinlichkeit aufweisen, wie z.B. starke Erdbeben oder extreme Sturmfluten, aber bei einem »Volltreffer« in einer dichtbesiedelten Region außerordentlich hohe Schadenbelastungen auslösen können. Entsprechende Abschätzungen zeigen, dass auch in Deutschland, trotz der im weltweiten Vergleich eher mäßigen Gefährdung, Katastrophenschäden denkbar sind, die, gemessen an einigen der bekannten Größtschadensszenarien aus anderen Teilen der Welt, durchaus Anlass zur Sorge geben.

## Versicherungsaspekte

Versicherung als wichtiger Bestandteil der privaten, betrieblichen und öffentlichen Risikoversorge hat vor allem zum Ziel, das finanzielle Rufrisiko des Versicherungsnehmers zu minimieren. Dies gilt auch – in vielen Ländern ganz besonders – für die Naturgefahren, die in einem Großteil der heute angebotenen Versicherungsprodukte gedeckt werden.

In Regionen wie Mitteleuropa, wo die von den Naturgefahren ausgehenden Risiken im allgemeinen moderat sind, stellen die entsprechenden Versicherungsverträge eher einen Schutz vor den häufigen Klein- oder Bagatellschäden dar als vor den existenzbedrohenden, aber seltenen Großschäden. Der Versicherungsnehmer sieht diese Art von Versicherungsschutz deshalb oft als eine Art »Sparkasse« an, in die er nicht nur regelmäßig Beiträge entrichtet, sondern aus der er ebenso mehr oder weniger regelmäßig Auszahlungen erwartet. Der Gedanke der Risikoversorge und damit auch das Interesse an einer echten Risikominderung werden dadurch in den Hintergrund gedrängt, könnten aber durch eine geeignete Gestaltung des Versicherungsschutzes, wie z. B. durch die Einführung substanzieller Selbstbeteiligungen und ihre Abstufung nach Gefährdung und Schadenanfälligkeit, wachgehalten werden.

So kommt es z. B. bei der Deckung von Überschwemmungsschäden darauf an, die meist sehr kleinräumigen und gleichzeitig sehr großen Gefährdungsunterschiede richtig zu erfassen und zu bewerten sowie daraus die geeigneten Konsequenzen für die Gestaltung des Versicherungsschutzes zu ziehen. Dabei greifen die Versicherer heute mehr als je zuvor auf geowissenschaftliche Untersuchungsmethoden (insbesondere geographische Informationssysteme, Abflussmodelle und Ereignisszenarien) zurück und schlagen bautechnische Schadenminderungsmaßnahmen vor.

Die Versicherungswirtschaft hat eine Reihe von Instrumenten entwickelt, die – wenn richtig und selektiv angewendet – eine Eingrenzung und Beherrschung des Katastrophenrisikos erlauben. Dank eines immer ausgeklügelteren globalen Risikomanagements scheint sie gut für den Ernstfall vorbereitet zu sein und auch die Katastrophenprobleme der Zukunft meistern zu können. Dabei kann sie z. B. auch aktiv zu einem nachhaltigen Klimaschutz beitragen, indem sie ihren finanziellen und politischen Einfluss, ihre Motivierungsinstrumente und ihre eigenen Umweltschutzpotenziale nutzt, um die möglichen negativen Auswirkungen der sich abzeichnenden Klimaänderung – im eigenen Interesse – möglichst gering zu halten

Aus der Sicht des Rückversicherers, aber auch aus gesamtwirtschaftlicher und politischer Sicht, gefährden die aus Stürmen und anderen extremen Naturereignissen zu erwartenden Größtschadenpotenziale die nachhaltige Entwicklung in vielen Regionen. Auch in Mitteleuropa liegen die möglichen Schadenssummen in Größenordnungen, die eine umfassende Risiko-Partnerschaft, d.h. eine ausgewogene Risikobeteiligung, der Versicherungsnehmer, der Erst- und Rückversicherungsmärkte und im Notfall auch des Staates erforderlich machen. Hierfür finden sich in Europa eine Reihe unterschiedlicher Ansätze, die eine adäquate finanzielle Absicherung von Bevölkerung und Wirtschaft gegen die größten zu erwartenden Schadenbelastungen sicherstellen.

## Resümee

Häufigkeit und Schadenausmaß großer Naturkatastrophen werden auch in Zukunft weltweit drastisch zunehmen. Die sich abzeichnende Erwärmung der Erdatmosphäre und die daraus resultierende Intensivierung der Sturm- und Niederschlagsprozesse sowie der Anstieg des Meeresspiegels werden diesen Trend erheblich verstärken, wenn nicht rasch einschneidende Vorsorgemaßnahmen ergriffen werden.

Die Versicherungswirtschaft muss sich in ihrem eigenen Interesse maßgeblich an den Vorsorgemaßnahmen beteiligen, um die Deckung von Elementarschäden auf Dauer gewährleisten zu können. Durch eine geeignete Gestaltung der Versicherungsprodukte kann sie die Versicherungsnehmer, aber auch die Behörden zur Scha-

denvorsorge motivieren und gleichzeitig ihr eigenes Schadenpotenzial und damit einhergehende Kapazitätsprobleme verringern.

- <sup>1</sup> Vgl. Münchener Rück: Topics – Jahresrückblick Naturkatastrophen 2003, München 2004.
- <sup>2</sup> Vgl. Münchener Rück: Topics 2000 – Jahresrückblick Naturkatastrophen, München 1999.
- <sup>3</sup> Vgl. Intergovernmental Panel on Climate Change: Third Assessment Report. Cambridge University Press, Cambridge 2001.
- <sup>4</sup> Vgl. D. Wagner: Zur Abschätzung der Eintrittswahrscheinlichkeit rezenter und zukünftiger extremer Witterungsereignisse, in: Annalen der Meteorologie 31 (1995), S. 70 f.
- <sup>5</sup> Vgl. A. Reuvekamp/A. Klein Tank: Propability Estimates of Extreme Winter Rainfall in a Changing Climate, in: Climate Change 30 (1996), S. 8-10.
- <sup>6</sup> Z. B. Flughafen Düsseldorf von ca. 20 auf 35 p.a. Vgl. U. Otte: Deutscher Wetterdienst 2000.
- <sup>7</sup> Vgl. Münchener Rück: Naturkatastrophen in Deutschland, 1999 (aktualisiert).

## Die (Un)Berechenbarkeit des Schlimmsten

von  
Lutz Ellrich

### I. Berechnung und Assekuranz

Wer mit dem Schlimmsten *rechnet*, nimmt zur »Härte der Wirklichkeit«,<sup>1</sup> die bekanntlich auch katastrophale Geschehnisse umfasst, eine spezifische Haltung ein. Er hält blindes Vertrauen<sup>2</sup> oder schlichte Zuversicht für weltfremde Ratgeber. Dem Unheil begegnet er weder mit dem Glauben an eine pauschale überirdische Sinnstiftung noch mit Verleugnungsformeln, wie sie Voltaires *Candide* bei passender Gelegenheit aufzusagen weiß. Dennoch ist er alles andere als wehr- und konzeptlos. Angesichts einer bedrohlichen Welt gerät er nicht in Panik oder Verzweiflung, hält fatalistische Anwandlungen in Schach und lässt sich von Ängsten und Sorgen (die keineswegs verdrängt, sondern als vage Informanten über mögliche zukünftige Ereignisse anerkannt werden) nicht um den Verstand bringen. Wer das Schlimmste in Rechnung zieht, mithin in die Zeichensprache der Zahlen, Tabellen und Register übersetzt, geht zu ihm auf Distanz. Vor das unmittelbare (eigene oder fremde) Leiden schiebt sich ein Schirm quantifizierbarer Daten, die sich zusammenstellen, mathematisch aufbereiten und in verschiedener Hinsicht auswerten lassen. Der Aufbau von Kalkülen schult eine Betrachtungsweise, welche Phänomene und Relationen zum Vorschein bringt, die unter dem Einfluss von Gefühlen oder Wertbindungen der Wahrnehmung entzogen wären. Solch ein Gewinn an kognitivem Abstand ermöglicht einerseits die rücksichtslose Analyse der Umstände und Gründe, die für den Eintritt von Schäden sorgen, führt andererseits aber auch zu Einsichten, die gerade dann von höchster Relevanz sind, wenn die Ursachen verborgen bleiben oder angesichts der Ereignis- und Schadensprofile belanglos werden. Datenbasierte Berechnungen erweisen sich nämlich nicht allein als effiziente Mittel, um den Zusammenhang zwischen bestimmten Ursachen und Wirkungen von Handlungen zu erkennen und dann ziel- und anwendungsorientiert kontrollieren zu können, sondern sie machen auch deutlich, dass das Wissen über die Häufigkeit und Regelmäßigkeit von Wirkungen, deren Ursachen nahezu unbekannt sind, eine bemerkenswerte (für die moderne Gesellschaft westlicher Prägung vielleicht sogar charakteristische) Operation in Gang setzt. Der berechnende Umgang mit unerwünschten, ggf. katastrophalen Wirkungen, den dieses Wissen erlaubt, soll nämlich nicht genutzt werden, um Schäden zu vermeiden. Vielmehr eröffnet dieses Wissen einen Handlungsspielraum, in dem Schäden als selbstverständliche Nebenfolgen gelten, die jede geglückte Aktion und Gewinnmitnahme begleiten. Das Unerwünschte und Nachteilige werden in Kauf ge-

nommen. Sie sind legitime Faktoren in einer dauernden Kosten-Nutzen-Rechnung, die Schäden in etwas verwandelt, das nicht mehr umgangen werden muss; denn Verluste lassen sich durch Kalkulation auf eine Weise berücksichtigen, die Abgeltung und Kompensation vorsieht. Die Institution, die solches ermöglicht, heißt Assekuranz bzw. Versicherung. Und ihre Funktion liegt darin, bei zukünftigen Schadensfällen (soweit kein fahrlässiges Verhalten oder Betrug vorliegen) eine angemessene Ausgleichszahlung zu garantieren. Ihre erfolgreiche Implementierung setzt allerdings zweierlei voraus: 1. ein Wissen, das die Frage nach Ursache und Verantwortung zu einer sekundären Angelegenheit macht, weil Aufmerksamkeit und Interesse auf Ent-Schädigung und Kompensation des unwiderruflich Geschehenen gelenkt werden; 2. eine soziale Umbruchssituation, in der solche kompensatorischen Angebote für singuläre Unglücke und Verlustgeschäfte auch gesamtgesellschaftliche Funktionen erfüllen, indem sie den Ausfall überkommener Solidaritätsformen kompensieren.

Dass letzteres, obschon es in den Sozialwissenschaften lange vernachlässigt wurde, tatsächlich der Fall ist, hat die Forschung inzwischen dargelegt. Anstaltsförmig gestaltete Versicherungen – seien es private und freiwillige, seien es staatlich gedeckte und erzwungene – etablieren sich im Laufe des 19. Jahrhunderts<sup>3</sup> und ersetzen die schon zerfallenen oder rapide schrumpfenden Systeme der solidarischen Hilfe wie sie für Familien, Nachbarschaften und religiös geprägte Gemeinden charakteristisch sind.<sup>4</sup> Obschon die Assekuranz-Idee und die Einrichtung entsprechender Organisationen zunächst heftige Kritik auf sich zogen,<sup>5</sup> konnte sich die Versicherung, deren Vorteile (unter ihnen ist nicht zuletzt die Entschärfung revolutionärer Situationen zu nennen) rasch sichtbar wurden, in den dynamischen Industriegesellschaften des Westens flächendeckend durchsetzen und Wege bahnen, die schließlich zum Aufbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates führten.

### II. Die statistische Weltbetrachtung und das Risikokzept

Weitaus schwieriger und weniger offensichtlich verlief die Geschichte der Ausbreitung jener auf statistischem Wissen beruhender Konzepte, die dem modernen Menschen, der abwägen, entscheiden und handeln muss, das Wahrscheinliche und Normale als handlungsorientierende Leitfiguren empfehlen, indem sie die Fixierung auf Kausalität und Schuld in den Hintergrund drängen. Wie konnte dieser auch heute noch

längst nicht abgeschlossene Prozess überhaupt in Gang kommen? Dass die soziale Dynamik des Kapitalismus den naturrechtlichen Gerechtigkeitsbegriff auflöste und die »natürliche« Zuordnung der Güter und Übel« in Frage stellte, ist leicht nachzuvollziehen. Aber wie war es möglich, dass ein großer Teil der Bevölkerung schließlich bereit war, sich ein allgegenwärtiges »sozusagen ordnungsgemäße(s) Übel« vorzustellen, das nicht als Ausnahme, sondern als Regel zu gelten hat und »hinsichtlich der individuellen Verhaltensweisen neutral«<sup>6</sup> ist? Der Diskurstheoretiker Francois Ewald zieht zur Erklärung die innovative Semantik des Risikobegriffs heran: Hier kondensiert das neue Wissen der statistischen Weltbeschreibung und das Bewusstsein einer modernen Dauerbedrohung zu einem Kompaktbegriff. Schon vor Ewald hatte Robert Castel eine Definition vorgeschlagen, die diesen Akzent hervorhebt: »Ein Risiko resultiert nicht aus dem Vorhandensein einer bestimmten Gefahr, die von einem Individuum oder auch einer konkreten Gruppe ausgeht. Es ergibt sich daraus, dass abstrakte Daten oder Faktoren, die das Auftreten unerwünschter Verhaltensweisen mehr oder weniger wahrscheinlich machen, zueinander in Beziehung gesetzt werden.«<sup>7</sup> 1986 – im Erscheinungsjahr von Ewalds bahnbrechender Studie *L'Etat Providence* – ging Niklas Luhmann andere theoriestrategische Wege. Bei ihm stand nicht das Phänomen der Verdattung und Be-Rechnung, sondern das Problem der Zu-Rechnung im Vordergrund: »Gefahr ist jede beachtenswerte Möglichkeit eines Nachteils. Von Risiko sollte man dagegen nur sprechen, wenn die *eigene Entscheidung* eine unerlässliche Ursache des möglichen Eintritts eines Schadens ist, wenn also bei einer anderen Entscheidung dieser Nachteil nicht eintreten würde.«<sup>8</sup> Beobachtet man die Welt mit der Differenz von Risiko und Gefahr im Sinne Luhmanns, so tritt das Problem von Unsicherheit, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Prävention in den Hintergrund. Deutlich wird hingegen, dass es in komplexen Gesellschaften, die sich auf »normale Katastrophen«<sup>9</sup> einstellen müssen, immer mehr Betroffene und immer weniger Entscheider gibt.

### III. Die Grundlosigkeit des Übels und ihre poetologische Reflexion

Angesichts solcher Differenzen zwischen Diskursanalyse und der systemtheoretischen Korrelationsakrobatik von »Gesellschaftsstruktur und Semantik« erscheint eine Erklärung attraktiv, die die Karriere des Amok-Konzepts in der westlichen Gesellschaft zum Ausgangspunkt nimmt und dann jenen Gesichtspunkt bezeichnet, der die teils stürmische, teils zögerliche Akzeptanz des neuen statistischen Wissens und der darauf fußenden Assekuranz-Logik verständlich macht. Am exotischen Phänomen des »Amoklaufs« tritt eine *Erfahrung* überdeutlich in den Blick, die die Abendländer in weniger spektakulärer Gestalt tagtäglich machen, wenn sie nur aufmerksam genug durchs Leben gehen oder zumindest notorische

Zeitungsleser sind: nämlich die Konfrontation mit einem Übel, das sich durch eine »gewisse Grundlosigkeit«<sup>10</sup> auszeichnet. Immerzu kommen Vorfälle ans Licht, bei denen nachträgliche Versuche, eine kausale Erklärung zu geben, extrem kläglich ausfallen.<sup>11</sup> Ursachen, Motive, Gründe werden zu diffusen Vokabeln. Die Umstände ebenso wie die beteiligten oder betroffenen Akteure erscheinen als normal und unauffällig. Allenfalls sind (mitunter belanglos wirkende) Auslöser zu identifizieren, die sich aber nicht generell ausschalten oder umgehen lassen. Man kann Vorfälle, die in der fahlen Beleuchtung ihrer Grundlosigkeit oder Kontingenz auftreten, nur noch in ihrer raum-zeitlichen Verteilung bzw. Häufigkeit erfassen und anhand dieser Kriterien dann Versicherungsarrangements entwerfen. Der *Dramatik* dieser Erfahrung, die in einer neuen Schadensrhetorik Ausdruck findet, ist vielleicht nur die Bühnenliteratur und ihre gattungspolitische Begleitreflexion gerecht geworden. Hier wird dargestellt, was die Umcodierung für das Phänomen des Handelns bedeutet, auf dem theaterwirksame Konflikte und ihre musterhaften Lösungen letztlich beruhen. Unumgängliche tragische Verstrickungen und ihre katastrophalen Effekte z.B. verlieren als Repräsentationsweisen und Lernszenarien für reale Probleme jetzt fast jeglichen Wert.<sup>12</sup> Kontingente Ereignisse, Unfälle, Pannen und dergleichen beherrschen die Szene. Derartigen Desastern ist die Form der Tragödie nicht mehr gewachsen. Ihnen kommen allenfalls die Groteske, das absurde Theater oder hybride Gebilde, in denen die herkömmlichen Genres vermischt werden, bei.<sup>13</sup> Die literarischen Überzeichnungen demonstrieren, was es heißt, Unsicherheiten und grundlose Bedrohungen (ohne die reißfesten Haltetaue, die ein bewährter Ideenfundus zur mentalen Beruhigung bereitstellen würde) als Normalität zu akzeptieren. Welche Zumutung diese Sicht für Subjekte mit Orientierungsproblemen und Lebensängsten darstellt, lässt sich an der Nachfrage nach verschwörungstheoretischen und paranoischen Weltbeschreibungen<sup>14</sup> ablesen, die im Chaos der Informationen und Eindrücke stets einen verborgenen Verursacher und dessen unumstößliche Absicht entdecken. Wie man Zutrauen zur Stimmung der Grundlosigkeit gewinnen kann, ohne die eigene ökonomische Entscheidungsfähigkeit zu beeinträchtigen, zeigt Shakespeare im *Merchant of Venice* von ca. 1597, als die Institution der Versicherung, die im Seehandel ihre historischen Wurzeln hat, noch nicht etabliert war: Man arbeitet mit den nützlichen Handlungsstabilisatoren Bürgschaft und Kredit und ergeht sich gleichzeitig (wie Antonio, Titelheld und dennoch Nebenfigur des Stücks) im modischen Gefühl der Melancholie, für die es kein plausibles Motiv,<sup>15</sup> aber beliebig viele Erklärungen gibt.<sup>16</sup> Antonio ist einer jener rational und kühn operierenden Kaufleute, die klug genug sind, ihr eingesetztes Kapital auf verschiedene lukrative Projekte zu verteilen, also jede Leichtfertigkeit vermissen lassen, und trotzdem schon in der Gegenwart einen zukünftigen Verlust oder Schaden imaginieren, der

sich auf keine fassbare Ursache beziehen lässt. Seine merkwürdige Traurigkeit erschließt eine nebulöse Zwischenwelt. Das ökonomische Zusammenspiel von Ursache und Wirkung ist bereits gestört, aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihr praktisches Pendant, die Versicherungspolice, noch nicht erfunden. Bürgschaft und Kredit erweisen sich ohne den geeigneten institutionellen Rahmen als unzuverlässige Mittel. Nur der Formalismus des Vertragsrechts (der ›Schein‹ auf den Shylock pocht) lässt genug Interpretationsspielraum, so dass die unerbittliche Logik des tragischen Fehlers (hamartia), den Antonio durch seine Vereinbarung mit dem rachsüchtigen Juden begeht, nicht greifen kann. Die tragische Notwendigkeit wird mit Hilfe eines rettenden Zufalls und Einfalls ad absurdum geführt. Der Zeitpunkt des Auftritts, die Geschlechtermaskerade der richterlichen Gewalt, das groteske Argument der Differenz von Fleisch und Blut,<sup>17</sup> die Kippfigur des juristischen Urteils – das alles ergibt keine tragfähige, verlässliche Konstruktion zur Abwendung von Gefahren, zur Abgeltung von Verlusten etc.

Mit dem Aufkommen der Versicherungsidee und ihrer Anwendung in allen wichtigen gesellschaftlichen Bereichen scheint hingegen ein Modell der Schadensregulation gefunden zu sein, dass nicht allein die vielfältigen »Bedrohungen« der Industriegesellschaft »entschärft«, sondern auch mit denjenigen Formen der Verhaltenssteuerung korrespondiert, die die Werte- und Sinnkrise der Moderne zumindest partiell eindämmen, indem sie alternative Bezugssysteme für identitätsgenerierendes Handeln bereitstellen. Der Aufbau von Systemen der Vor-Sorge und Vor-Beugung (Prävention) kompensiert – und eben dies verdecken die modernen Verrechtlichungsschübe<sup>18</sup> – die Schäden und Erwartungsenttäuschungen, zu denen der forcierte Einsatz von juristischen Vorschriften (qua Normen) geführt hat. Versicherungssysteme decken mithin die Flanken des sich allmählich ausbreitenden »Normalismus«, der keine moralischen bzw. rechtlichen Normen erzeugt, sondern Verhaltensorientierungen anbietet, die auf sozialen Mit-Schriften (also statistischen Daten über tatsächliches Verhalten) beruhen.

#### IV. Grenzen des Versicherungsparadigmas

Man könnte angesichts dieses historisch einmaligen Pakets von Integrationsleistungen zu der These gelangen, dass die moderne Gesellschaft insgesamt als »Versicherungsgesellschaft«<sup>19</sup> beschrieben werden sollte. Denn die Denkfigur des Risikos hat sich »zum allgemeinen Objektivierungsprinzip sozialer Probleme« entwickelt und das Versicherungskonzept dient als vorrangiges Mittel, um alle erheblichen Schwierigkeiten zu »reflektieren« und zu »bewältigen«.<sup>20</sup> Ob diese weitreichende Annahme triftig ist und auch in der aktuellen Lage diagnostischen Wert besitzt, entscheidet sich mit der Beantwortung der Frage nach dem ›Schlimmsten‹, das man unter Bedingungen

der Gegenwart in Rechnung ziehen muss. Wenn die größten Gefahren, die heute die Gesellschaft bedrohen, jenseits des Versicherungsparadigmas liegen, so dürfte Ewalds eindrucksvolle Analyse nur für einen bestimmten historischen Abschnitt (etwa die Hochmoderne) Gültigkeit beanspruchen und müsste entsprechend erweitert oder korrigiert werden. Sollte indessen das ›Schlimmste‹ darin liegen, dass das Versicherungsmodell und insbesondere sein öffentlicher und sozialstaatlicher Charakter durch den deregulierten Kapitalismus zur Disposition gestellt wird, so könnte man Ewalds Theorie als Versuch auffassen, eine Linie zu bezeichnen, die nicht überschritten werden darf. Castel hat eben diese Position mit äußerstem Nachdruck vertreten: Zweifellos – so räumt er zunächst ein – gibt es »einen Wiederaufstieg des Liberalismus«, aber »die vom Sozialstaat gewobenen Interaktionen sind zu einem wesentlichen Bestandteil der für ihn typischen Form von Gesellschaft geworden, und das ›Soziale‹ bildet von nun an das Rückgrat des Gesellschaftlichen. Es genügte also, die ›Naturgesetze‹ des Marktes uneingeschränkt walten zu lassen, und es käme zum *Schlimmsten*, wovon wir uns kein Bild zu machen vermögen, sieht man einmal von der Gewißheit ab, daß nicht einmal die Minimalbedingungen für die Bildung einer Gesellschaft von Ähnlichen gegeben wäre.«<sup>21</sup> Ewald selbst sieht keinen Anlass, derart heftig Alarm zu schlagen. Er begreift die Krise des Wohlfahrtsstaates, die schon zu Beginn der 1980er Jahre vielfach konstatiert wurde,<sup>22</sup> nur als »eine Wachstumskrise«,<sup>23</sup> die die strukturellen Voraussetzungen der »Versicherungsgesellschaft« nicht zu untergraben vermag.<sup>24</sup> Die Stabilität der etablierten Systeme führt Ewald auf die Latenz ihrer Arbeitsweise zurück: Auf geradezu »lautlose Weise«<sup>25</sup> befriedigen die weitgefächerten Organisationen der Assekuranz das Verlangen der Menschen nach Sicherheit. Dass die epochalen Leistungen der Versicherungssysteme nicht ins allgemeine Bewusstsein gedrungen sind, ja sogar bedeutenden Soziologen wie Simmel, Weber und Sombart entgingen, ist also nicht allein ein erstaunlicher Aspekt jener »Selbstbeschreibungen«,<sup>26</sup> die moderne Gesellschaften von der eigenen Beschaffenheit anfertigen, sie ist anscheinend auch ein funktionales Erfordernis, das den Bestand der Strukturen sichert und potentiell ruinöse Effekte des sozialen Wandels dämpft.

Gegen dieses Vertrauen in das vorhandene »institutionelle Arrangement« der »Versicherungsidee« sind grundsätzliche Bedenken laut geworden, die weit über den notorischen Hinweis auf die Nicht-Finanzierbarkeit des Sozialstaates<sup>27</sup> hinausgehen. Doch auch im grellen Kontrastszenario, das die Unversicherbarkeit der »atomaren, ökologischen, genetischen und chemischen Großgefahren« darstellt,<sup>28</sup> spielt die Latenz-Figur eine gewichtige Rolle. Die neuartigen Katastrophen, mit denen wir gegenwärtig konfrontiert sind, werden gern als »normal accidents« (Perrow) charakterisiert, um den Grad der Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens zu betonen und

angemessene Maßnahmen zu initiieren. Der Ausdruck »normal accidents« trifft allerdings nicht das Entscheidende: Denn Unfälle verlieren heute ihre »(raum-zeitliche) Begrenzung«; es kommt zu einer »schleichenden, galoppierenden und sich überlagernden Zerstörung«, die jeglicher Berechnung die Grundlagen entzieht.<sup>29</sup> Mit der Unsichtbarkeit von Folgen, mit der Diffusion des »Ereignis«-Konzepts, das dem Schadensfall eine erfassbare und quantifizierbare Gestalt verleiht, wird die Logik der Assekuranz fragwürdig. »Kalkulation schlägt in Verschleierung um.«<sup>30</sup> Schleichende, latente Katastrophen erweisen sich mithin als die finale Katastrophe der »Versicherungsgesellschaft«, wie Ewald sie beschreibt. Versicherungstechnische Routine-Operationen täuschen bloß über die Aufweichung des Tatbestandes und der Rechengrößen (Prämie, Schadenseintrittsfall, Schadenshöhe, Entschädigung) hinweg.

Träfe diese Diagnose zu, so müssten wir uns zu der Einsicht durchringen, dass es eine Frage der medialen Repräsentation ist, ob Katastrophen die Form von *Ereignissen* erhalten. (Man betrachte z.B. die Berichterstattung über den Tsunami im Dez. 2004.) So haben Sendungen, die Schäden ins Bild setzen, welche durch kein Vorsorge-System erfasst sind, einen paradoxen Effekt: Sie wiegen uns nämlich (noch einmal) in Sicherheit. Die Unversicherbarkeit erscheint nicht als grundsätzliches Problem, sondern als ein spezifischer Mangel, der jederzeit durch spendable Zuschauer kompensiert werden kann.

- <sup>1</sup> Niklas Luhmann: Die Politik der Gesellschaft, Frankfurt/M. 2000, S. 427. Wie man sieht, biegt sich auch der Spaten des operativen Konstruktivismus am Ende um.
- <sup>2</sup> Zur Debatte über die unterschiedlichen Bedeutungen des Vertrauensbegriffs (blindes vs. kalkuliertes Vertrauen als riskante Vorleistung) vgl. Luhmann: Vertrauen, Stuttgart 1968; James S. Coleman, Foundations of Social Theory, Cambridge, Mass. 1990; Lutz Ellrich/Christiane Funken/Martin Meister: Kultiviertes Misstrauen, in: Sociologia Internationalis 39/2, 2001, S. 191-234.
- <sup>3</sup> Dass die Zerstörung traditionaler Sicherungssysteme, die der Siegeszug des Kapitalismus im 19. Jahrhundert bewirkte, auch die Schaffung neuer Freiheitsräume für einzelne Akteure bedeutet, ist evident.
- <sup>4</sup> Siehe dazu im Detail: Francois Ewald: Der Vorsorgestaat, Frankfurt/M. 1993; Robert Castel: Die Metamorphosen der sozialen Frage, Frankfurt/New York 2000; Wolfgang Sofsky: Das Prinzip Sicherheit, Frankfurt a. M. 2005, S. 41ff.
- <sup>5</sup> Die Versicherungen standen unter dem Verdacht, die Schäden, deren Kompensation sie vorsahen, zu provozieren, indem sie nicht allein zu sorg- und bedenkenlosen Handlungen, sondern auch zu Straftaten anregten.
- <sup>6</sup> Ewald: Vorsorgestaat (Anm. 4), S. 21.
- <sup>7</sup> Vgl. Robert Castel: Von der Gefährlichkeit zum Risiko, in: Manfred Max Wambach (Hg.): Der Mensch als Risiko, Frankfurt a. M. 1983, S. 51-74, hier: S. 59.
- <sup>8</sup> Niklas Luhmann: Die Welt als Wille ohne Vorstellung, in: Die politische Meinung 239, 1986, S. 18-21, hier: S. 18 f.; siehe ferner: Niklas Luhmann: Soziologie des Risikos, Berlin/New York 1991, S. 30 ff.
- <sup>9</sup> So lautet die deutsche Übersetzung des einprägsamen Buchtitels, den Charles Perrow für seine Analysen wählt: Charles Perrow: Normal Accidents. Living with High-Risk Technologies, New York 1984. Vgl. Ders.: Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik, Frankfurt/New York 1987.
- <sup>10</sup> Vg. Joseph Vogl: Die Gesetze des Amok, in: Neue Rundschau, Heft 4, Okt. 2000, S. 77-90, hier: S. 89. Vgl. auch

Ders.: Epoche des Amoks, in: Transkriptionen 1 (2003), S.11-14.

- <sup>11</sup> Ein versierter »Beobachter zweiter Ordnung könnte hieran die Katastrophenlatenz der Normalität ablesen.
- <sup>12</sup> Man sollte aber, wie Helmut Willke notiert, sich nicht blind machen für die Unterscheidung zwischen der »Tragik des Staates« und der »Tragik der Staatstheorie«. Während jene aus der Selbstüberforderung des Wohlfahrtsstaates resultiere, liege diese in einer theoretischen Betrachtungsweise, der die »Vertreibung der Politik aus dem Zentrum der Gesellschaft« verborgen bleibe. Vgl. Helmut Willke: Ironie des Staates, Frankfurt/M. 1992, S. 12 und Klappentext.
- <sup>13</sup> Vgl. hierzu die Überlegungen bei Friedrich Dürrenmatt: Theater-Schriften und Reden, Zürich 1966, S. 80
- <sup>14</sup> Seit der Erfindung des Films deckt speziell dieses Medium den vorhandenen Bedarf, unsichtbare Drahtzieher in den Blick zu nehmen.
- <sup>15</sup> Antonio: »Nicht einem Schiff vertraut' ich all mein Gut an Und auch nicht einem Ort; und mein Vermögen Hängt nicht ab vom Erfolg dies einen Jahres. Drum machen meine Waren mich nicht traurig. [...]« Solanio: »Dann wolln wir sagen, daß Ihr traurig seid, weil Ihr nicht froh seid; daß es grad so leicht wär Für Euch, vergnügt zu lachen und zu springen.« (Erich Fried: Shakespeare, 27 Stücke, Bd. 1, Berlin 1989, S. 441 f.).
- <sup>16</sup> Vgl. Robert Burton: The Anatomy of Melancholy, 3 vol. (1621), London 1968.
- <sup>17</sup> Die Konnotationen liegen auf der Hand: Mann und Frau sind ein Fleisch, aber die Rassen haben unterschiedliches Blut.
- <sup>18</sup> An diesen Schüben hatte Jürgen Habermas die Ambivalenz der modernen Selbststeuerungspotentiale erläutert: einerseits die Kolonisierung der Lebenswelt durch normen-averse Systeme, die Macht und Geld als Mittel einsetzen, andererseits die Ausrichtung am unhintergehbaren Normenhorizont des Projekts der Moderne, das in der tiefenstrukturellen Verbindung von Recht und Moral zur Geltung gelangt. Vgl. Jürgen Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt / M. 1982; Faktizität und Geltung, Frankfurt a. M. 1992.
- <sup>19</sup> Ewald: Vorsorgestaat (Anm. 4), S. 11; Ders.: Die Versicherungs-Gesellschaft, in: Kritische Justiz 1989, S. 385-393.
- <sup>20</sup> Ewald: Vorsorgestaat (Anm. 4), S. 22 f.
- <sup>21</sup> Castel: Metamorphosen (Anm. 4), S. 364 u. 382.
- <sup>22</sup> Vgl. Niklas Luhmann: Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat, München 1981; Helmut Klages: Überlasteter Staat – verdrossene Bürger?, Frankfurt/New York 1981.
- <sup>23</sup> Ewald: Vorsorgestaat (Anm. 4), S. 12.
- <sup>24</sup> Diese Gelassenheit hat ihm natürlich den Vorwurf eingebracht, »zukünftige Formen der Wahrnehmung und Verteilung von Risikoverantwortlichkeiten« außer Acht zu lassen. (Adalbert Ewers: Umgang mit Unsicherheit, in: Gotthard Bechmann (Hg.): Risiko und Gesellschaft, Opladen 1993, S. 339-374, hier: 366). Auch Jürgen Link moniert an Ewalds Theorie die Unterbestimmung dynamischer Aspekte (Versuch über den Normalismus, Opladen 1997, S. 146).
- <sup>25</sup> Ewald: Versicherungs-Gesellschaft (Anm. 19), S. 386.
- <sup>26</sup> Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1997, S. 866 ff.
- <sup>27</sup> Dieser mit der »Härte« (s. Anm. 1) der ökonomischen Wirklichkeit argumentierende Wink verliert angesichts der semi-latenten Informationen über Kapital, das auf sog. Offshore-Finanz-Parkplätzen herumlungert, viel von seiner vermeintlichen Überzeugungskraft.
- <sup>28</sup> Ulrich Beck: Die organisierte Unverantwortlichkeit, Frankfurt a. M. 1988, S. 180. Auch für Krohn und Krücken liegen die Grenzen des Versicherungsparadigmas auf der Hand: Durch die Offerten privater oder staatlicher Versicherungen lassen sich weder die Ansprüche von Bürgerinitiativen befriedigen noch die umlaufenden individuellen Befürchtungen beruhigen. (Wolfgang Krohn/Georg Krücken: Risiko als Konstruktion und Wirklichkeit, in: dies. (Hg.): Riskante Technologien: Reflexion und Regulation, Frankfurt/M. 1993, S. 9-44, hier: S. 21).
- <sup>29</sup> Beck: Unverantwortlichkeit (Anm. 28), S. 180.
- <sup>30</sup> Ebd., S. 181.

## Abstraktion und Gegenständlichkeit in meiner Musik

Workshop mit Francis Dhomont

1. Juli 2005

Der 1926 in Paris geborene Francis Dhomont, der von 1986-1996 an der Université de Montréal lehrte, gilt als einer der Pioniere der elektroakustischen Musik. Im Zentrum seiner kompositorischen Arbeit und seiner theoretischen Reflexion steht das Verhältnis von Abstraktion und Gegenständlichkeit. Dieses poetologische Konzept explizierte der französischsprachige Komponist im Rahmen eines Workshops, bei dem Jan Simon Grintsch als Übersetzer fungierte.

Im ersten Teil der Veranstaltung legte Dhomont die Polarität gegenständlichen und abstrakten Komponierens anhand exemplarischer Werke dar: »Gegenständlichkeit« manifestiert sich in seiner Musik immer dann, wenn die Prozesse elektroakustischer Klangtransformation in intermediale Oszillation mit sprachlich vermittelter Semantik treten – sei es musikimmanent durch die Verarbeitung literarischer Texte oder semantisch besetzter musikalischer Zitate in Sprachkompositionen wie *Brief an den Vater* oder radio-phonischen Konzeptionen wie *Forêt profonde*, sei es durch die Vernetzung narrativ inszenierter Klangobjekte mit suggestiven Paratexten in Werken wie *...mourir un peu*. Unter »Abstraktion« versteht Dhomont dagegen die immanente kompositorische Arbeit mit rhythmischen Strukturen, Klangfarben und Raumbewegungen im elek-

troakustischen Medium. Ein solcher Ansatz liegt aus der Perspektive des Komponisten auch dann vor, wenn – ausgehend von einer gegenständlichen Intention – der Referenzcharakter der zugrunde liegenden Klangobjekte erhalten bleibt, die Objekte aber primär musikalischen Transformationsprozessen unterworfen werden. Dies demonstrierte Dhomont anhand der Verarbeitung von Fragmenten aus der *Messe de Notre Dame* von Guillaume de Machaut (ca. 1300/1305-1377) und der *Étude aux objets* von Pierre Schaeffer (1910-1995) im Rahmen seiner elektroakustischen Komposition *Novars*: Diese musikalischen Zitate sind zwar einerseits in semantischer Hinsicht vielfältig auf die Idee der *Musique concrète* als einer neuen *Ars Nova* bezogen, werden aber andererseits durch strikte variative Techniken in das abstrakte musikalische Modell einer *Passacaglia* integriert.

Im zweiten Teil der Veranstaltung fokussierten und problematisierten Prof. Dr. Christoph von Blumröder, Marcus Erbe, Jan Simon Grintsch und Dr. Ralph Paland im Gespräch mit Francis Dhomont die dargelegten Konzepte. Abschließend präsentierte der Komponist im Rahmen eines Konzerts mehrere elektroakustische Werke, die paradigmatisch für die dargelegte Dualität von Gegenständlichkeit und Abstraktion eintreten.

Je crois que dans mes musiques il y a toujours d'autres intentions que la musique, mais il y a toujours la musique. Lorsque j'essaie de parler de la psychanalyse des contes de fées, de la guerre à Sarajevo ou de la schizophrénie je ne le fais pas d'une façon purement littéraire. Je le fais comme un musicien.

Jan Simon Grintsch und Ralph Paland

## Das Kino der totalitären Epoche

Gastprofessur Maja Turovskaja

Oktober/November 2005

Mit Maja Turovskaja konnte im Wintersemester 2005/06 eine international renommierte Film-, Theater- und Kulturhistorikerin aus Russland für eine Gastprofessur am Forschungkolleg gewonnen werden. Turovskaja, die u. a. mit dem Dr. Friedrich Joseph Haas-Preis für Deutsch-Russische Verständigung und dem Alexander von Humboldt-Forschungspreis ausgezeichnet wurde, ist in Moskau leitende Wissenschaftlerin am Institut für Filmwissenschaft (VNIK) und am Institut für Kulturwissenschaft. Einen besonderen Schwerpunkt innerhalb ihrer Forschungen bildet die Auseinandersetzung mit dem Kino der totalitären Epoche. Für das Internationale Moskauer Filmfestival organisierte sie im Jahr 1989

eine aufsehenerregende Retrospektive, bei der erstmalig deutsche, sowjetische und italienische Filme zwischen 1933 und 1945 verglichen wurden. Im Kölner Filmhaus stellte Turovskaja aus dieser Retrospektive im Rahmen der Veranstaltungsreihe *Film und/als Geschichte* den Programmschwerpunkt *Jugend als Opfer* vor. Am Beispiel zweier sowjetischer Filme der 1930er Jahre (*PUTEVKA V ZHIZN' / DER WEG INS LEBEN*, 1931 von Nikolaj Ekk und *BEZHIN LUG / DIE BEZHIN-WIESE*, 1935-37 von Sergej Eisenstein) diskutierte sie das archetypische Motiv des jungen Opfers als einen zentralen Motor totalitärer Ideologien. Seinen Ursprung hat dieses Motiv – so Turovskaja – im mythischen Ritual der Opferbringung, das in den zeitgenössischen Gesellschaften zu einer Legitimation von Herrschaft wird.

Im Zentrum des Workshops *Der gewöhnliche Faschismus als Attraktionsmontage* stand Michail Romms Film *OBYKNOVENNYJ FASHISM / DER GEWÖHNLICHE FASCHISMUS* (UdSSR 1965), der als erster umfassender Versuch einer audiovisuellen Reflexion über die totalitäre Vergangenheit in der nachstalinistischen Sowjetunion gelten kann. Montiert

wurde der Film aus ›fremdem‹ Material: es handelte sich um 2 Millionen Meter Film, die 1945 von der Roten Armee aus den Archiven des Reichspropagandaministeriums und Goebbels Privatbesitz beschlagnahmt worden waren. Aus der Zeitzeugenperspektive beleuchtete Turovskaja in ihrer Funktion als Drehbuchautorin die Produktions- und Rezeptionsumstände des Films; besondere Aufmerksamkeit wurde in der Diskussion auf den Stellenwert des Dokumentarmaterials im Kontext einer Spielfilmdramaturgie, auf die Funktion von Fotografien im filmischen Medium sowie die Kommentierung der Bilder des NS durch die Stimme des Regisseurs gerichtet. Der Workshop thematisierte damit zugleich Fragen, die sich für jeden Versuch medialer Historiographie stellen. In dem abschließenden, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum veranstalteten Workshop *Andrej Tarkovskij: Film*

*als Poesie – Poesie als Film* gab Maja Turovskaja einen Einblick in das Werk eines der bekanntesten russischen Regisseure der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Andrej Tarkovskij knüpfte nach der Stalinzeit an die von den russischen Avantgardisten in den 1920er Jahren entwickelte Konzeption des ›poetischen Films‹ an, wie sie von Viktor Šklovskij mit der Unterscheidung von ›Prosa‹ (Dominanz der Handlung) und ›Poesie‹ (Dominanz formaler, filmischer Verfahren) entworfen wurde. Mit Blick auf das Motivsystem, die filmischen Raum-Zeit-Strukturen sowie das Verhältnis von Theorie und Praxis im Oeuvre Andrej Tarkovskijs wurden die Perspektiven des ›poetischen Films‹ als Herausforderung an die narrativen Traditionen des internationalen Mainstream-Kinos zur Diskussion gestellt.

*Wolfgang Beilenhoff und Sabine Hänsgen*

## Status des Dokumentarischen: The Nuremberg Lesson

Kommentierte Filmvorführung im Kölner Filmhaus mit Thomas Tode und Workshop mit Cornelia Vismann  
8. und 9. November 2005

In einer Abendveranstaltung am Kölner Filmhaus stellte Thomas Tode (Filmemacher und Filmpublizist, Hamburg) einleitend zwei filmische Dokumentationen des Nürnberger Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher vor: Den bereits einen Monat nach Ende des Nürnberger Tribunals veröffentlichten, von Elena Svilova und Roman Karmen gedrehten sowjetischen Dokumentarfilm *SUD NARODOV* (DAS GERICHT DER VÖLKER, UdSSR 1946) sowie den zwei Jahre später von Stuart Schulberg gedrehten *THE NUREMBERG LESSON* (NÜRNBERG UND SEINE LEHRE, USA 1946/48). In seiner Einführung unterstrich Tode die gegenläufige Intention der beiden Filme: Während der sowjetische Film den Gerichtssaal und das in den Angeklagten personifizierte Geschehen über die Montage vorgängiger NS-Bilddokumente gezielt kontextualisierte und so für den Zuschauer eine Vergleichsmöglichkeit zwischen dem Geschehen im Gerichtssaal und dem historischen Geschehen eröffnete, folgte der amerikanische Film konsequent der Argumentationslinie des Prozesses selbst.

Im Zentrum des von Cornelia Vismann (Juristin, Wiss. Mitarbeiterin des MPI für europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt/M.) gestalteten Workshops stand die Frage, welcher Stellenwert dem Nürnberger Prozess in einer mediengeschichtlichen und medientheoretischen Perspektive zukomme. Nur zögerlich, so Vismann, wer-

de bis heute die mediale Seite des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses reflektiert. Dies sei erstaunlich, wisse man doch längst darum, dass zumindest die amerikanischen Alliierten dem Medium Film eine prominente Rolle zugewiesen hatten: Kamerateams begleiteten die Erstürmung der Konzentrationslager, der Wiederaufbau des Nürnberger Justizpalastes wurde um die Filmleinwand herum und auf gute Sichtbarkeit hin konzipiert, drei Kameras zeichneten das gesamte Prozessgeschehen auf, Urkunden und Dokumente projizierte man auf die Großleinwand, während des Prozesses schließlich zeigte man ›The Nazi Concentration Camp‹, einen Kompilationsfilm diverser Dokumentaraufnahmen aus den befreiten Konzentrationslagern.

Von heute aus gesehen, argumentierte Vismann, sei das Nürnberger Verfahren durch eine ›naive Bildergläubigkeit‹ geleitet worden, der eine weitgehende Zeugenabstinenz entsprochen habe. Der Auftritt von Zeugen, so befürchtete wohl nicht nur der amerikanische Chefankläger Jackson, könnte Emotionen erregen, es käme aber gerade darauf an, »not to stir any emotions«. Die Filmbilder, die nun an der Stelle von Zeugen das Geschehene bezeugen sollten, durchliefen ein eigenständiges Authentifizierungszeremoniell: Im Vorspann von ›Nazi Concentration Camp‹ sind die Affidavits von Kameramännern zu sehen, die die Authentizität und Nicht-Manipuliertheit der verwendeten Ausschnitte bestätigen. Fremde, nicht den Kameraleuten zugehörige Stimmen verlesen diese eidesstattlichen Erklärungen, denn es kommt darauf an, dass die Filmer bezeugen, was ein anderer – die Kamera selbst nämlich – gesehen hat. Hier geht es, will dieses Verfahren sagen, um die Kamera als Primärzeugen, die dem Film sein dokumentarisches Gewicht verleiht. »The motion pictures speak for themselves« und daher werden die Bilder auch von einer sparsam eingesetzten, zurückhaltenden und möglichst

neutral sprechenden Kommentirstimme präsentiert.

In Vortrag und Diskussion unterstrich Cornelia Vismann – und diese Perspektive traf sich mit der für das Kolleg in der laufenden Phase zentralen Diskussion um Evidenz-Konzepte –, dass die Bedingungen der Vorführung die dokumentarische Absicht insofern jedoch gleichsam unterminierten, da der sowohl als Set als auch als Kino ausgebaute Justizsaal durchaus derealisierende Effekte zeitigte. Allererst die Transkriptionen in Filme, die das dokumentarische Material diskursiv verorteten – etwa Stuart Schulbergs *NUREMBERG AND IST LESSON*, Orson Welles' *THE STRANGER* oder Stanley Kramers *JUDGMENT AT NUREMBERG* – sorgten dafür, dass ›Nazi Concentration Camp‹ zu jener ›irrefutable evidence of the Holocaust‹ wurde, die bereits das Ziel der Anklage von Nürnberg gewesen war.

Die späteren filmischen Inszenierungen des Nürnberger Prozesses wurden vor allem durch die sich während der Vorführung von ›Nazi Concentration Camps‹ im Gerichtssaal ergebende Konstellation aus Kamera, Filmvorführung und spezieller Aus- und Beleuchtung der Tätergesichter evoziert. Nahezu ikonographischen Status erlangten jene Bilder, die das spezifische ›Nürnberg-Blickarrangement‹ zeigen: Nicht die Filmbilder aus den Konzentrationslagern stehen im Zentrum, sondern vielmehr das Wechselspiel zwischen diesen Bildern und den Gesichtern der

Angeklagten, die die Bilder ansehen. Dabei fungierten die Bilder auch nicht als Beweis oder Dokument, sondern vielmehr als ›filmischer Vorhalt‹: Die Konfrontation mit den Tatorten sollte die Angeklagten zum Sprechen bringen – filmen aber ließ sich nur ihr Schweigen. Die Dramaturgie der zwischen atrocity-pictures und Tätergesichtern ›geteilten Anschauung‹ lässt sich bereits in *SUD NARODOV* – einen Monat also nach Ende des Verfahrens – beobachten und all jene Filme, die der Shoah Bilder geben wollen, werden sie nahezu kanonisch zitieren. Die Diskussion machte darüber hinaus deutlich, dass mit dieser Dramaturgie eine Bildpolitik verbunden ist, die die Augen und Blicke der Angeklagten mit einem engen und geschlossenen Inventar von Schreckensbildern aus ›Nazi Concentration Camps‹ gegen schneidet. Bereits ab 1946 entstand so ein Bildreservoir, das in diverse Dokumentar- und Spielfilme einwanderte und die visuelle Darstellung der Konzentrationslager bis in die Gegenwart prägt.

Insgesamt machten der Vortrag von Cornelia Vismann sowie die gemeinsame Diskussion, an der sich auch Maya Turovskaja und Thomas Tode beteiligten, deutlich, dass erst die differierenden und miteinander interagierenden medialen Inszenierungen jenes Dokumentarische hervorbringen, dessen monomedialen Status das Nürnberger Tribunal voraussetzte.

*Cornelia Epping-Jäger und Wolfgang Beilenhoff*

## Artificial Stupidity

Gastprofessur Richard Walker  
November / Dezember 2005



Mit Richard Walker konnte im Wintersemester 2005/2006 ein ausgewiesener Experte für den Bereich Neue Medien (im Sinne der Nutzung von Artificial Intelligence im Rahmen neuer Technologien) als Gastprofessor am Forschungskolleg gewonnen werden. Walker ist nicht nur ein versierter Projektkoordinator für EU-Projekte, sondern auch Gründer und Geschäftsführer des Unternehmens XiWrite, das Universitäten, Forschungseinrichtungen und Industrie bei der Beantragung und Durchführung von kollaborativen Forschungsprojekten der EU berät. Des Weiteren arbeitet er wissenschaftlich im Bereich der (sozialen) Präsenz im Umgang mit virtuellen Welten. Analysiert wird in diesem Zusammenhang vor allem, unter welchen Bedingungen Menschen sich in virtuellen Umgebungen ebenso involviert fühlen wie in der

realen Welt und inwieweit eventuell anwesende virtuelle Personen als tatsächlich anwesend erlebt werden. Zusätzlich beschäftigt er sich mit der Frage, inwieweit die Implementierung künstlicher Intelligenz in neue Medien und Technologien ein sowohl machbares wie auch wünschenswertes Ziel darstellt. Die im Rahmen seines Aufenthaltes am Kolleg (13.11. bis 6.12.2005) angebotenen Vorträge und Workshops deckten dieses breite Spektrum ab.

Im Rahmen seines Vortrages *Artificial stupidity – The myth of the computer as an intelligent agent* am 29.11. stellte Walker die These auf, dass neue Medien und Technologien durch die Implementierung künstlicher Intelligenz weniger benutzerfreundlich werden. Vor dem Hintergrund der Schwierigkeit, intelligentes Entscheidungsverhalten adäquat nachzubilden, plädierte er dafür, Computer auch weiterhin eher als Werkzeuge und nicht etwa als intelligente Assistenten zu nutzen. Im Rahmen eines auf den Vortrag bezogenen Workshops am 30.11. wurden die Thesen kritisch diskutiert. Besonders eingehend wurde dabei die Frage behandelt, inwieweit man sich vor dem Hintergrund der momentan eingeschränkten Möglichkeiten, menschliches Entscheidungsverhalten nachzubilden, überhaupt weiteren Forschungsanstrengungen zu dieser Thematik widmen sollte.

Ein weiterer Workshop mit dem Titel »EU-Funded Collaborative Research – Proposals and Procedures« am 23.11. gab Mitgliedern des Kollegs die Möglichkeit, sich über Forschungsförderung durch die Europäische Union zu informieren. Walker präsentierte einen Insider-Überblick über die Struktur der europäischen Forschungsförderungsinstrumente sowie über alle Phasen der Antragstellung und Erfordernisse bei der

Durchführung. In einem zusätzlichen Workshop am 5.12. wurden weitere Kooperationen des B3-Teams mit Richard Walker im Rahmen des aktuell bewilligten EU Projektes PASION diskutiert. Eine weitere enge Zusammenarbeit ist somit geplant.

Nicole C. Krämer

## Berechnung und Entscheidung

Vortrag und Workshop mit Peter Bøgh Andersen

16 und 17. November 2005

Die gegenwärtige Verbreitung medialer Anwendungen macht es leicht vergessen, wie schwierig es für Vordenker des *Computers als Medium* wie J.C.R. Licklider, Frieder Nake oder Kurd Alleben gewesen sein muss, der Selbstverständlichkeit des Diskurses vom *Computer als Werkzeug* zu begegnen.

Obwohl der Computer zunehmend Gegenstand theoretischer Überlegungen, die nicht nur auf Machbarkeit und Effizienz zielen, geworden ist, beklagt Peter Bøgh Andersen die Tendenz, dass computertheoretische Überlegungen sich dennoch weiterhin häufig auf Fragen des Interfaces und auf unmittelbar wahrnehmbare Phänomene der Ausgabegeräte, wie beispielsweise der Bildschirmgraphik, konzentrieren. Offenbar verhindert ein blinder Fleck die geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Vorgängen in Rechenmaschinen, der, so Andersen, oft darauf zurückzuführen ist, dass Algorithmen und Prozesse irrtümlich als rein technisches Problem betrachtet werden. Andersen schlägt nun vor, bei solchen Konzepten anzuknüpfen, die die Informatik aus den Geisteswissenschaften entlehnt hat (wie beispielsweise Interpretation, Repräsentation, Referenz), um die Vorgänge im Computer zuallererst beschreiben und damit auch konstruieren und steuern zu können. Diese Konzepte bilden den Ausgangspunkt für eine detaillierte Relektüre der Interpretation dessen, was den Computer innerlich als Medium ausmacht.

Der erste Teil des Workshops (*Agents as actors*) versuchte basierend auf der Entwicklung von Agenten in Computerspielen (also der Protagonisten und simulierten Mitspieler) und in der Medienkunst das Verhältnis zwischen Modellbildung und künstlicher Intelligenz neu aufzuarbeiten. Die Tatsache, dass Intelligenz (ebenso wie Dummheit) in solchen Situationen auf verschiedene beteiligte Personen und Algorithmen verteilt sind, nimmt Andersen zum Anlass, die Zuschreibung von Intelligenz als künstlerisches Mo-

div zu thematisieren. Es ist dann für ihn nicht mehr das Ziel, »intelligenter« Agenten zu entwickeln, sondern Agenten – als *actors* – zu intelligenten Rollen innerhalb der Interaktion zu verhelfen. Anhand eines interaktiven Spiels für Mobiltelefone demonstriert Andersen, wie sich die äußerst einfachen Verhaltensmuster der algorithmischen Protagonisten durch ihre Interaktion zu einem System zusammenschließen, in dem folgerichtiges Handeln glaubhaft wird.

Am zweiten Tag des Workshops (*A semiotic view on programming and programming languages*) skizzierte Andersen verschiedene Ansätze zu einer Computersemiotik und beschrieb, welche Implikationen eine semiotische Perspektive für die Entwicklung von Programmen und Programmiersprachen hat.

Hierbei zeigt sich die Tendenz zur Verkettung, die die Peircesche Semiotik durch ihre Dreiwertigkeit kennzeichnet, als sehr gut geeignet, Vorgänge im Rechner und die damit assoziierten Computersprachen zeichentheoretisch zu beschreiben. Jedes Element einer Computersprache (in diesem Fall Python) besitzt eine »janusköpfige, doppelte Lesbarkeit«: Jedes Element »macht Sinn« sowohl für den Menschen als auch für den Rechner. Prozesse, die durch einen Programmtext beschrieben und ausgelöst werden, sind selbst wieder Ausgangspunkt für neue Zeichen, indem sie (in der Rolle eines neuen Repräsentamens) für etwas stehen (ihr Objekt) und etwas auslösen (ihren Interpretanten). So ist ein typisches Element dieser Computersemiotik die Triade *Expression – Algorithm – Execution*, die in der Entsprechung mit der Peirceschen Triade *Repräsentamen – Object – Interpretant* eine Deutung erfährt, die es erlaubt, den Verkettungen des Programms als Spur der Zeichenbildung zu folgen. Programm wie Programmiersprache sind damit in ihrer Verflechtung aktiver Teil des Spannungsfeldes dessen, was der Computer ermöglicht. Sie sind nicht reduzierbar auf ein einfaches Abbildungsverhältnis zwischen Werkzeug und Produkt.

Julian Rohrerhuber

## Shakespeare, Hobbes und das Problem der politischen Ordnung

Workshop mit K. Ludwig Pfeiffer  
17. November 2005

K. Ludwig Pfeiffer ist Professor für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Siegen. Seine Forschungen im Bereich einer kulturanthropologisch fundierten Medientheorie und -geschichte gehören zu den avanciertesten Ansätzen der gegenwärtigen Medienwissenschaft. Im Zentrum seines Vortrags *Shakespeare und die Masken des Politischen* stand die Frage, inwiefern man vor allem die Königsdramen von Shakespeare als politische Schriften ansehen kann. Denn die von Shakespeare beschriebenen Szenen der Entthronung eines Königsglaubens, der sich in der politischen Theologie des Mittelalters in der Lehre von den zwei Körpern des Königs manifestiert, lassen sich als Voraussetzung für die Formierung eines souveränen neuen Typs begreifen. Aller Insignien der Macht entklei-

det und reduziert auf die Dimension seiner nackten Existenz, ist der König ein Ding des Nichts, »a thing of nothing«, wie es bei Shakespeare heißt. Aber in diesen umgekehrten Zeremonien der Entkleidung und der Abtragung des zweiten Körpers des Königs formiert sich zugleich, wie Friedrich Balke in seinem Beitrag zum Workshop zeigte, eine Selbstreferentialität, die zentral für die Gründungszene des modernen Staates bei Thomas Hobbes sein wird. In der weiteren Diskussion stand deshalb das 45. Kapitel des *Leviathan* im Vordergrund, in dem Hobbes die Bildpolitik des absolutistischen Staates entfaltet. Der souveräne neue Typs soll nichts mehr mit den magischen Bildpraktiken einer religiösen Verehrung zu tun haben, die von nun an unter den Verdacht der Idolatrie fallen. Und dennoch gründet sich der moderne Staat in einem Bildraum, der die Einheit des Politischen sicher stellen soll. Um diesen paradoxen Gründungsakt analysieren zu können, wurde die Disziplinierung und Konstituierung dieses Bildraums bei Hobbes abschließend im Hinblick auf die Szenen der Entthronung des Königsglaubens bei Shakespeare diskutiert, die der Begründung des modernen Staates vorausgeht.

Leander Scholz

## Is there anybody out there? Diagramme und die Ästhetik der Präsenz

Workshop mit Felix Keller  
24. November 2005

Der vom Teilprojekt C5 Sondierungen der »Mediennutzung« veranstaltete Workshop knüpfte an Felix Kellers Arbeiten zur Verdattung der öffentlichen Meinung an. Keller ist Oberassistent am Soziologischen Institut der Universität Zürich und *correspondant étranger* des *Centre de Sociologie Européenne* an der EHESS. Er promovierte mit einer Arbeit zur *Archäologie der Meinungsforschung*, in der er der Frage nach der Wissensgenerierung statistisch-mathematischer Verfahren in der politischen Ordnung nachgeht.

Während Keller sich in seiner Arbeit mit der Produktion von Daten beschäftigt, verschob der Workshop den Fokus auf die Datendarstellung in Form von Grafiken und Diagrammen. Soziologische Diagramme sollen erhobene Daten in anschaulicher Weise vorstellen und im Zuge dessen die untersuchte Gesellschaft in ihrer Komplexität vergegenwärtigen. Dabei folgen sie jedoch einer Eigenlogik, weshalb die Diagramme weder ein gesellschaftliches Feld, noch das statistische Material einfach abbilden. Statt dessen

bringen sie ihr Objekt auf eigene Weise hervor. So harmonisieren beispielsweise die Kurvendarstellungen die Zahlenwerte der Statistik, indem sie sie in einen kontinuierlichen Linienverlauf überführen. Damit zeigt die Grafik auch dort Werte, wo keine Erhebung stattgefunden hat. Es wird also eine Gesellschaft vorgestellt, die kontinuierlich verdatet und durch eindeutig bestimmbare Tendenzen charakterisiert ist.

Im Mittelpunkt des Workshops stand dabei auch in mehrfacher Hinsicht die Frage nach der Präsentation des Raums in den Diagrammen. Isabell Otto verdeutlichte die Verräumlichung der Zeit anhand Grafiken zur Hörerforschung, während Keller aufzeigte, wie Diagramme zur öffentlichen Meinung in der EU die territoriale Einheit Europa als ihr Referenzobjekt schaffen. Diskutiert wurde zudem, welche Raumkonstellationen die Diagramme präsentieren und welche Perspektive sie auf diesen Raum etablieren. Diagramme offerieren ein Sichtsystem und damit ein spezifisches Wissenssubjekt. Dieses Subjekt verändert sich mit der Netzwerkgesellschaft, denn neuere computergestützte Diagramme generieren auch neuartige Perspektiven. Anstatt wie ehemals als flächige Datendarstellung werden die statistischen Werte zunehmend als dreidimensionales Beziehungsgeflecht vorgestellt.

Christina Bartz

## Morality, Agency, Evidence

Workshop mit Lisa Cartwright in Kooperation mit der Kunsthochschule für Medien, Köln

1. und 2. Dezember 2005

Ziel des gemeinsam mit der Kunsthochschule für Medien (Marie-Luise Angerer, Christiane König) veranstalteten Workshops war es, zentrale Begriffe der Kollegdiskussion – Handlungsmacht und Evidenz – mit Blick auf mediatisierte und politisierte Moral zu präzisieren. Eingeleitet wurde der Workshop durch einen Abendvortrag von Lisa Cartwright (University of California, San Diego; zurzeit Ruhr-Universität Bochum), in dem sie Thesen ihrer demnächst erscheinenden Studie *Moral Spectatorship* vorstellte:

Seit Ende des zweiten Weltkriegs setzt sich, in Abhängigkeit von medientechnischen Innovationen, zunehmend eine »Politik des Mitleids« durch. Die mediatisierte Sicht- und Hörbarkeit von Leiden zielt darauf, die Betrachter in die Position zu versetzen, an Stelle der Leidenden zu handeln. Am Beispiel von filmischen Melodramen, die den Spracherwerb gehörloser Kinder dramatisieren, verdeutlichte Cartwright die vielfältigen medialen Verfahren und Effekte, die eine solche Beziehung sicherstellen. Evidenz ergibt sich dabei aus dem empathischen Moment, in dem die betrachtende Person zu wissen glaubt, was der oder die Leidende fühlt. Empathie ist hier

Resultat komplexer Verweisungs- und Zirkulationsprozesse. In den Melodramen treten immer weitere Vermittlungsfiguren, Vermittlungsobjekte und Institutionen hinzu, die einerseits den Gehörlosen das ›Sprechen‹ erst ermöglichen und andererseits den vermeintlichen Wohltätern Handlungsmacht gegenüber und an Stelle der Leidenden verleihen.

Im Workshop wurden auf der Basis von Koreferaten (und unter Bezug auf Texte von Adam Smith, Luc Boltanski und Judith Butler) drei Schwerpunkte eingehender diskutiert. Zunächst stand das theoretische und methodologische Verhältnis von Psychoanalyse und Affekttheorie im Mittelpunkt, das gegenwärtig in der medienwissenschaftlichen Emotionsforschung zur Disposition steht. Cartwright plädierte dafür, die starke Fokussierung von Trieb, Lust und Sexualität in der Psychoanalyse durch eine Auseinandersetzung mit Affekten zu ergänzen. Im Anschluss wurde das Verhältnis von Nähe und Distanz unter Bezug auf seine politische Produktivität diskutiert. Die rein räumlichen Näheverhältnisse, die durch mediale Repräsentationen geschaffen werden, überlagern sich, so ein Fazit, mit emotionalen Näheverhältnissen, insofern Emotionen selbst einen quasi-medialen Status besitzen und sich so in die technisch-medialen Verfahren einlagern. Abschließend wurden unterschiedliche Verfahren der Erzeugung einer Evidenz der Affekte mit Bezug auf medienspezifische Inszenierungsleistungen thematisiert.

Ilka Becker und Markus Stauff

## Spirit Languages, Secrecy, and Silence

Workshop mit Heike Behrend, Roger Blench, Steven Friedson und Anne Storch

2. und 3. Dezember 2005

International geprägt war der Workshop *Spirit Languages, Secrecy and Silence*. Neben den beiden Vortragenden aus den Vereinigten Staaten und Großbritannien konnten Teilnehmer von den Universitäten Kopenhagen und Amsterdam begrüßt werden, die gemeinsam mit Mitgliedern des Forschungskollegs und Lehrenden und Studierenden der Universität zu Köln Fragen nach der Phänomenologie, der Semantik und der Performanz von Geistersprachen diskutierten. Geistbesessenheit, so die Ausgangsthese des Workshops, ist eine medial bestimmte kulturelle Praxis, deren konkrete Realisierung jedoch weniger

von *menschlichen* Akteuren als vielmehr von transpersonalen *Quasi-Subjekten* geleistet wird. Charakteristisch für das dabei geschaffene Chronotop ist neben der *indirekten* Qualität der kommunikativen Akte vor allem das Heraustreten des Mediums aus der raumzeitlichen Ordnung des Alltags. Die besessene Person spricht und handelt nicht als autonomes Subjekt, sondern als Sprachrohr oder verlängerter Arm des Gottes oder Geistes, der von ihr Besitz ergriffen hat. Die Grenzen von *agency* und *patienthood* sind dabei kaum noch zuverlässig zu bestimmen, erfahren sie doch nicht einfach eine Inversion, sondern oszillieren beständig zwischen den am Ritual beteiligten Personen und Geistern. Der Dynamik dieser Wechselbeziehung galt während der zwei Tage des Workshops besondere Aufmerksamkeit.

Aus musikethnologischer Perspektive näherte sich Steven Friedson (Texas) dem Problem. Sein Vortrag fokussierte vor allem auf den transzendenten Charakter von Trance-Tänzen in Ghana. Die Handlungsmacht für das Ritual *scheint* dabei auf den ersten Blick bei den Musikern zu liegen, die den Rhythmus vorgeben und so den Gang der Ereignisse zu einem gewissen Grad bestimm-

men können (dies umso mehr, als sie selbst während der Performance gewöhnlich nicht in Trance fallen). Tatsächlich jedoch eröffnet die von der Musik geschaffene polymetrische *Soundscape* einen privilegierten Zugang zum göttlichen Wesen der Gesellschaft, zu einem absoluten »Zwischen« das mit dem Begriff *intersubjektiv* nur unzureichend beschrieben wäre. Denn weit mehr als um eine »Infektion von Subjektivitäten« handle es sich dabei um die Teilhabe an einer Seinsweise, die jenseits des sinnlich wahrnehmbaren Erfahrungshorizontes und jenseits isolierter (und isolierbarer) Subjekte liegt.

Die *Geistersprache* der zentralnigerianischen Tarok untersuchte Roger Blench (Cambridge) in seinem Vortrag. Geistersprachen im allgemeinen, so Blench, stellen eine Subkategorie von Geheimsprachen dar, die sich wiederum in vor allem vier Klassen unterteilen lassen: Substitutionssprachen (die die Syntax der Ausgangssprache beibehalten und lediglich lexikalische Ersetzungen vornehmen), Ersetzungssprachen (die eine vollständig andere Sprache nutzen), Surrogatsprachen (in denen lexikalische Elemente der Ausgangssprache durch Musikinstrumente oder Pfeifen nachgeahmt werden) und Reduktionssprachen (die das Lexikon der Ausgangssprache reduzieren und die semantische Reichweite einzelner Begriffe auf diese Weise extrem erweitern). Fragen der Handlungsmacht spielen gleich auf mehreren Ebenen in die Konzeption und den Gebrauch derartiger Geistersprachen hinein. Während die Erschaffung und Modifizierung der Sprache im Verständnis der Tarok als Folge einer »chain of agency« aufgefasst wird, bei der der Oberpriester zwar neue Begriffe einführen mag, dies aber nicht nach eigenem Gutdünken tun kann, sondern in nur Kontakt mit den Ahnengeistern, dient die Sprache im konkreten Gebrauch ganz offen der Disziplinierung von Mitgliedern der Gesellschaft, die sich eines Fehlverhaltens schuldig gemacht haben.

Heike Behrend (Köln) betrachtete die Besessenheitspraxis der *Uganda Martyrs Guild*, einer zur katholischen Kirche gehörigen charismatischen Laienorganisation in Westuganda, die seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts mit »Kreuzzügen« zur Austreibung von Geistern und Hexen auf sich aufmerksam macht. Neben der vor allem dem Prinzip der Hyperbole folgenden *Ersetzung* von Begriffen wird die Sprache der Geister hier zusätzlich durch eine paralinguistische Markierung gekennzeichnet: die *Stimmelage* des Geistmediums. Prinzipiell gilt auch in diesem offensichtlich hybriden Kontext, in dem traditionelle Elemente christlich gewandelt erscheinen, dass die Handlungsmächtigkeit des Individuums im Zustand der Geistbesessenheit suspendiert ist und das Subjekt zum Objekt eines »eigentlich« handelnden Geistes wird. Eine Ausnahme bildet lediglich die Besessenheit durch den (christlichen) Heiligen Geist, bei dem die besessene Person einen Teil der Verfügungsgewalt über ihren Körper und ihr Gedächtnis behält.

Anne Storch (Köln) schließlich widmete sich in sowohl diachroner als auch sprachvergleichender Perspektive der Frage nach dem »Engineering« von Geister- und Geheimsprachen. Die Strategien solchen Engineerings (oder besser: Semi-Engineerings) reichen von typologischen Modifikationen und mehr oder weniger komplexen Ersetzungen bis hin zu Ambiguierungen/Desambiguierungen und der Eliminierung des Subjekts (als Agent – nicht als grammatische Struktur). Die den Modifizierungen zugrundeliegenden Regeln sind dabei häufig verbalisiert und metasprachlich erfasst, weisen jedoch im interkulturellen Vergleich eine extreme Variationsbreite auf, die sowohl den Grad an »Othering« betrifft als auch das Verhältnis der Sprache zur Welt und zu den im Geisterdiskurs präsenten oder repräsentierten Wesen.

Thomas Reinhardt

## Unmengen. Szenen verteilter Handlungsmacht

Konferenz in Kooperation mit dem Universitätsclub Bonn e.V.

15. und 16. Dezember 2005, Bonn

Die am 15. und 16.12. im Bonner Universitätsclub abgehaltene Konferenz näherte sich der Problematisierung klassischer Konzepte von Handlungsmacht, Status und Rollenverteilung von Akteuren unter drei konkreten Aspekten. Nach der Begrüßung durch Geschäftsführer Ludwig Jäger und einer Einführung von Ilka Becker, die den

Begriff der Unmenge mit Konzepten des Unverfügbaren und Unzählbaren verknüpfte, befasste sich die Sektion *Mischwesen* zunächst mit Hybridbildungen zwischen Mensch/Tier und Mensch/Maschine. Kerstin Schmitt untersuchte die Funktionen von individuellen Monstern in narrativen Texten des Mittelalters sowie die konstitutive Instabilität ihres Status zwischen perfekter Integration in die höfische Gesellschaft und ihrem Widerruf im radikalem Ausschluss bis hin zur Reduktion auf Dingstatus. Jutta Weber wollte die Infragestellung der Grenzen zwischen Natur und Sozialem und ihren Institutionen in Bruno Latours Theorie als Übergriff von Naturwissenschaft und Technik auf die Sphäre des Sozialen verstanden wissen, führte die Kategorie der Hybridwesen auf den Bereich der Robotik und künstlichen Intelligenz zurück und konstatierte ihr weitge-

hendes Scheitern. Erika Linz problematisierte das klassische Kommunikationsmodell, in dem das ›Zwischen‹ der Kommunikation zwischen Sender und Empfänger nur als zu überwindende Größe betrachtet wird. Sie betrachtete das Mobiltelefon und seine konstitutive Funktion in der Herausbildung und Verteilung der Rollen Sprecher und Hörer als marginalisiertes Zwischenwesen.

Die Sektion *Wiedergänger* unternahm eine Neubeschreibung dieser Figur, in der es weniger um die Logik der Rückkehr des Verdrängten ging als vielmehr um die Eigendynamik von Prozessen oder Akteuren, die sich diesseits oder jenseits des zur Konstitution der eigenen Identität Ausgegrenzten situieren. Karl-Heinz Kohl beschrieb die Ratlosigkeit der Ethnologie angesichts der Konfrontation mit den Wiedergängern ihrer eigenen bewussten Tätigkeit: Was sich in den beobachteten Kulturen heute neotraditionalistisch als Tradition aus gibt, speist sich häufig aus den Momentaufnahmen früherer ethnologischer Beschreibungen. Michael Cuntz untersuchte, wie sich bei Jean Echenoz und Robin Campillo tote und lebende Akteure unter den Vorzeichen der Kontrollgesellschaft (nicht) begegnen und wie die Toten als Wiedergänger mit Eigensinn auftreten. Diese beziehen sich in ihrem Handeln nicht bloß in Reaktion – sei es Begehren oder Vernichtungswillen – auf die Lebenden als Ausgangspunkt und Ursprung ihres Handelns. Astrid Kusser ging es um die Offenlegung der verdrängten Kontexte und Netzwerke von Akteuren, in denen die Wiederkehr und ständige Wandlung des *Cakewalk* zunächst zwischen schwarzen Sklaven und ihren Herren, dann zwischen schwarzen und weißen Tänzern überhaupt erst als komplexe Genealogie aus Parodie, Aneignung, Unvernehmen und Widerstand lesbar wird. Sie entzieht jeder Kategorie der authentischen Tradition den Boden, wobei Kusser insbesondere die Rolle von Bildpostkarten als Agens in diesen Prozessen herausstellte.

Die Sektion *Gewaltenteilung* problematisierte aus verschiedenen Perspektiven die klassischen Vorstellungen von Gemeinschaft und politischer und/oder ästhetischer Gewaltenteilung. Leander Scholz unterzog Georges Bataille einer Relektüre, in der er die Bedeutung des Opfers für die Konstitution von Gemeinschaften diskutierte und aufzeigte, wie dieser die moderne Gesellschaft durch die Ununterscheidbarkeit zwischen einer Ökonomie der Akkumulation und Arbeit einerseits und einer Ökonomie der Verschwendung andererseits charakterisiert sieht und zeichnete Batailles Gegenmodelle in der momenthaften Parodie und der Suche nach einem Maß in einer griechischen Wende seines Denkens nach. In Robert Pfallers Vortrag bildete das Konzept der Interpassivität vor allem den Ausgangspunkt einer Kritik an einem missverstandenen Konzept von Interaktivität in Kunst- und Literaturtheorie, in dem die vermeintliche Ermächtigung des Rezipienten gegenüber dem Autor de facto auf einen Narzissmus gegenüber Werk, Text oder Bild hinausläuft. Die Migrationsforscher Serhat Karaka-

yali und Vassilis Tsianos beschrieben mit dem Deleuzeschen Begriffs des ›Werdens‹ Strategien des Unsichtbarwerdens von Migranten, die ganz bewusst ihre Identität als staatsbürgerliche Subjekte aufgeben. Damit zeichneten sie netzwerkartige Lebens- und Gemeinschaftsentwürfe nach, die in ihrem modifizierten Verständnis von Lebenszeit und -entwürfen ein Ausscheren aus den Vorgaben der Sicherheitsgesellschaft bedeuten. Bereits zuvor hatte Andrew Haas dafür plädiert, das fundamentale Problem der Gewalt vor ihrer Teilung bereits im Moment ihrer Konstitution aufzusuchen. Seine Kritik an Lévinas' Konzept der Unendlichkeit als Macht und Begehren des Anderen verdeutlichte, dass der Entwurf eines Unzählbaren – Lévinas' unendliche Unendlichkeit, die nicht als bloße regulative Grenze für ein Endliches dient, aber die Partizipation am Göttlichen voraussetzt – allein noch kein unproblematisches Denken des Anderen garantiert.

In ähnlicher Weise waren auch Thomas Elsaessers abschließende Einlassungen zu verstehen: Die Transformation der Handlungsmacht des Protagonisten im heutigen Hollywood-Kino wäre demnach nicht als Verfallsgeschichte von *agency*, sondern als Effizienzgeschichte zu lesen: Die Inszenierung adaptiver pathologischer Zustände stünde dann im Zeichen der Effizienzmaximierung, der Zugriff auf Ausnahmezustände des Bewusstseins diene der Verfügbarmachung der Unverfügbaren.

Michael Cuntz

## Mediale Sichtbarmachung im Fokus der Science Studies

Gastprofessur Michael Hagner  
April 2006

Michael Hagner ist spätestens seit dem ›Einstein-Jahr‹ 2005 mit seiner Studie *Geniale Gehirne* (2004), als Herausgeber des Bandes *Einstein on the Beach* (2005) und durch zahlreiche Interviews und Zeitungsartikel einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden. Seit 2003 ist Hagner Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich. Zuvor war der promovierte Mediziner, der sich 1994 am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Göttingen habilitierte, sechs Jahre lang am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin als permanent research fellow tätig. Seine Forschungsprojekte und Publikationen auf dem Gebiet der neueren *Science and Technology Studies* weisen vielfältige Anschlussmöglichkeiten an zentrale Fragen des Kollegs auf: So hat Hagner zur Geschichte der Elitegehirnforschung, zu Funktionen und Leistungen epistemischer Bilder, zu Fragen der Repräsentation in der Wissen-

schaftsgeschichte und zu Theorien des Sehens geforscht. Dabei war ihm immer auch daran gelegen, wissenschaftliche Gegenstände in ihrer historischen Situierung zu analysieren und Wissenschaft als kulturelle Praxis kenntlich zu machen.

Bei der Initiative, Michael Hagner als Gastprofessor einzuladen, ist für das Projekt C5 »Sondierungen der Mediennutzung« zum einen das Interesse ausschlaggebend, eingehender zu beleuchten, an welchen ganz unterschiedlichen Positionen des wissenschaftlichen Prozesses mediale Praktiken zum Einsatz kommen: als Instrumente des Messens oder Dokumentierens, als »epistemische Dinge« und als Verbreitungsmedien von Forschungsergebnissen. Zum anderen ist das Interesse an der Frage entscheidend, inwiefern durch Ausnahmefälle von »Monstrosität« und »Genialität« ausgehandelt wird, was als normal und was als anormal zu gelten hat. Eine ähnliche Fragestellung behandelt die Tagung *Spektakel der Normalisierung* (27. und 28. April 2006), für die Michael Hagner als Keynote Speaker gewonnen werden konnte. Die Gastprofessur bietet darüber hinaus für alle Kollegmitglieder die Möglichkeit, projektübergreifende Fragestellungen zu unterschiedlichen Strategien medialer Sichtbarmachung zu diskutieren.

## Medieval Memory Art

Workshop mit Mary J. Carruthers  
April 2006

Im April 2006 findet ein Workshop mit Prof. Dr. Mary J. Carruthers, Erich Maria Remarque Professor of Literature und Professor of English an der New York University, zum Thema *Medieval Memory Art* statt. Zu Mary Carruthers Forschungsschwerpunkten zählen Mittelalterliche Literatur und Rhetorik, Gedächtnis und mnemonische Techniken sowie die Geschichte der Spirituali-

tät. Während ihres Aufenthaltes in Köln wird Mary Carruthers sich einerseits im Rahmen ihres Workshops mit *Structures for Channelling the Giddy Brain* befassen, andererseits einen Vortrag zum Thema *Thinking with Images* halten. Zu Mary Carruthers Publikationen zählen der mit J. M. Ziolkowski herausgegebene Sammelband *The Medieval Craft of Memory: An Anthology of Texts and Pictures*, Pennsylvania 2002 *The Craft of Thought: Meditation, Rhetoric, and the Making of Images*. 400-1200, Cambridge 1998, für die sie mit der Haskins Medal of the Medieval Academy of America ausgezeichnet wurde; *The Book of Memory: A Study in Memory in Medieval Culture*, New York 1990.

## Spektakel der Normalisierung

Konferenz  
27. und 28. April 2006  
Universität zu Köln, Neuer Senatssaal

Die in Kooperation mit der *Emmy Noether-Forschungsgruppe »Kulturgeschichte des Menschenverstands«* (Universität Bonn) veranstaltete Tagung diskutiert Normalisierung als eine der wesentlichen Regulierungskräfte moderner Gesellschaften im Zusammenhang mit ihrer medialen Ver-

mittlung. Mediale Vermittlung spricht dabei zweierlei an: einerseits verschiedene »Ordnungen der Sichtbarkeit«, die das Normale zur Erscheinung bringen und andererseits die Effekte der medialen Architekturen selbst, die normalisieren, indem sie dem wahrnehmenden Subjekt eine bestimmte Position zuweisen bzw. »normative Subjektivitätsmodelle« (Johnathan Crary) allererst erzeugen.

Die Tagung *Spektakel der Normalisierung* geht davon aus, dass die weithin verbreitete Annahme, »Normalismus [sei] wesentlich Statistik und Durchschnittskalkül sowie [...] Selbstregulierung der Subjekte auf Durchschnitte hin« (Jürgen Link), insofern einzuschränken ist, als Statistiken, Kur-

ven und Diagramme nur eine Darstellungsform des Normalen unter vielen sind, denen unzählige andere gegenüber stehen, die eben nicht vom Durchschnitt, sondern vielmehr vom ›Anderen‹, von den Grenzen und Rändern des Normalen ihren Ausgang nehmen.

Das Normale zeigt sich zum einen mittels der Inszenierung seiner epistemologischen Gegenteile – mittels des Anormalen, des Pathologischen, der Ausnahme. Es erscheint in Form dessen, was es nicht ist, indem ein Raum erzeugt wird, der das Normale im Jenseits des Nicht-Normalen ansiedelt. Erst die Krankheit stellt ein Konzept dessen, was ein normal funktionierender, ein gesunder Körper ist, zur Verfügung. Erst der Irre oder der Delinquent macht deutlich, wie sich das Verhalten normaler Subjekte zu gestalten hat. Zum anderen erfordert das ›Vor-Augen-Stellen‹ des Normalen den Rückgriff auf den Einzelfall, das Exemplum, welches – so gewöhnlich oder nor-

mal es sich auch darbieten mag – doch niemals den gesamten Normalbereich, den Bauch der Gaußschen Kurve zu repräsentieren vermag. Soll der Einzelfall als Ideal des Normalen Wirksamkeit haben und massenmedial funktionalisierbar sein, wird er sogar häufig derart spektakularisiert, dass er als normal lediglich durch entsprechende Postulate erkennbar ist. Das Normale kann nicht als Normales Aufmerksamkeit binden bzw. überhaupt sichtbar werden, sondern nur dann, wenn es als Spektakel in Erscheinung tritt.

Diese Spektakularisierung des Normalen ist Thema der Sektion *Das Maß der Mitte*. Eine Form, die der Überwindung der Unsichtbarkeit des Normalen dient, ist das Experiment, mit dem sich die Sektion *Pathologien des Experiments* beschäftigt. Unter dem Sektionstitel *Ausnahmestandards* wird erörtert, inwiefern sich das Normale über die spektakuläre Inszenierung von Extremen und Abweichungen produziert.

**Donnerstag, 27. April 2006**

14.00 Begrüßung durch Ludwig Jäger (Aachen/Köln)

**Sektion I: Das Maß der Mitte** Moderation: Gabriele Schabacher (Köln)

14.30-18.00 Vorträge von Matthias Thiele (Dortmund), Michael Gamper (Zürich) und Christina Bartz (Köln)

18.15 **Abendvortrag** von Michael Hagner (Zürich)

**Freitag, 28. April 2006**

**Sektion II: Pathologien des Experiments** Moderation: Nicolas Pethes (Bonn/Hagen)

09.30-13.00 Vorträge von Martin Stingelin (Basel), Katja Sabisch (Bielefeld/Bonn) und Marcus Krause (Bonn/Köln)

**Sektion III: Ausnahmestandards** Moderation: Wiebke Iversen (Köln)

14.30-19.00 Vorträge von Thomas Kailer (Gießen), Susanne Krasmann (Hamburg), Cornelia Epping-Jäger (Köln) und Luise Springer (Köln)

19:00-1930 **Abschlußdiskussion** Moderation: Irmela Schmeider (Köln)

## Sichtbares und Sagbares Text-Bild-Verhältnisse

hg. von Wilhelm Voßkamp und  
Brigitte Weingart  
Mediologie Bd. 14  
Köln: DuMont Literatur und Kunst  
Verlag 2005



Die visuelle Kultur der Gegenwart ist mit der Feststellung eines »pictorial turn«, einer Wende zum Bild, nur unzureichend beschrieben. Denn ob etwas sichtbar wird oder unsichtbar bleibt, wird nach wie vor durch das Verhältnis von Texten zu Bildern mitbestimmt. So sagen uns Texte (zum Beispiel Bildunterschriften), was auf Bildern

(nicht) zu sehen ist, während Bilder (zum Beispiel Pressefotografien oder Buchillustrationen) wiederum den Wahrheitsgehalt von Texten unterstreichen. Und doch steht die Grenze zwischen Sichtbarem und Sagbarem keineswegs fest. Das wird vor allem in der Grenzüberschreitung deutlich – in Bildbeschreibungen, in den Text-Bild-Kombinationen der Emblematik, in Comics oder in der Hybridform der Bilderschrift.

In *Sichtbares und Sagbares* werden unterschiedliche Verfahren des Zusammenspiels von Text und Bild anhand historischer wie aktueller Beispiele untersucht. Sind unsere *Einbildungskräfte* wirklich nur visueller Natur? Was hat sowohl die Romantiker des 18. Jahrhunderts wie die Film- und Popkulturtheoretiker des 20. Jahrhunderts am Modell der Hieroglyphe so fasziniert? Wie wird die Text-Bild-Differenz in angeblichen Bildmedien eingesetzt (etwa in der Fotografie und im Fernsehen), um optimale *Adressierungen* zu leisten? Was wird dabei dem Sichtbaren, was dem Sagbaren zugetraut oder auch zugemutet? Und auf welche Weise werden die *Konkurrenzen* von Text und Bild, die schon in den Bildtheorien der Renaissance ausgetragen wurden, in den künstlerischen Experimenten des Surrealismus und in der Pop-Literatur ins Produktive gewendet? Indem die Beiträge in *Sichtbares und Sagbares* diese Fragen in exemplarischen Analysen zu beantworten versuchen, leisten sie einen Beitrag auch zur aktuellen Diskussion über visuelle Kultur. Denn den gegenwärtig zirkulierenden Bildern wird aufgrund ihrer Allgegenwart und technischen Manipulierbarkeit häufig nachgesagt, sie seien unzuverlässig, unglaubwürdig, womöglich gar »blind« geworden. Wenn dies zutrifft, dann kommt den Texten, die diesen Bildern eingeschrieben sind, sie begleiten, rahmen, stören, ihnen widersprechen oder aber ihnen die Autorität wieder zurückerstatten, erst recht eine zentrale Rolle zu – wenn auch sicher nicht das letzte Wort.

Beitragende:

Ilka Becker, Matthias Bickenbach, Björn Bohnenkamp, Axel Fliethmann, Mladen Gladic, Leander Scholz, Wilhelm Voßkamp, Brigitte Weingart

## Gesichter des Films

von Joanna Barck, Petra Löffler u.a.  
Bielefeld: transcript Verlag 2005

Der Ausgangspunkt des Bandes *Gesichter des Films* liegt in der Frage nach der Funktion der Facies im Medium Spiel- und Dokumentarfilm. Die Basis der Fragestellung reicht jedoch tiefer: So ist grundsätzlich zu überlegen, ob der Film das Gesicht, wenn auch nicht als erstes Bildmedium hervorgebracht, so doch *neu* erfunden hat.



Die Beiträge des Bandes setzen bei der Beobachtung an, dass die zeitkritische Diagnose, wonach wir geradezu in einer »facialen Gesellschaft [leben], die ununterbrochen Gesichter produziert« (Thomas Macho),

nichts an Brisanz verloren hat. Dabei ist das Gesicht mehr als nur ein Aufmerksamkeitsleiter und Bedeutungsträger im herkömmlichen Sinne – das Gesicht ist zuallererst ein mediales Ereignis. Angesichts seiner enormen Präsenz in der visuellen Kommunikation muss das Gesicht nicht nur als ihr wesentlicher Bestandteil, sondern ausdrücklich als ein *visuelles Medium* selbst analysiert werden.

Der vorliegende Band versteht sich als Kommentar zu dieser besonderen Faszination, die das Gesicht als filmisches Ereignis hervorruft. Die einzelnen Beiträge des Bandes verfolgen dieses Ziel auf zweifache Weise: Einerseits eignen sie sich gewissermaßen die Technik der Großaufnahme an, mit der das Gesicht im Film zu seiner Omnipotenz gelangt, rücken also den Gesichtern des Films »zu Leibe«, indem sie einen Einzelkader zum Ausgangspunkt der Analyse einzelner Phänomene nehmen.

Der Band ist alphabetisch entlang von 24 Lemmata geordnet, um so das Gesicht als das widerzuspiegeln, was es filmisch ist: eine medial kodierte Oberfläche. Als Ausgangspunkt der kriti-

schen Befragung dienen daher Phänomene, die wie *Auge* und *Blick* genuin zum Gesicht zu gehören scheinen, wie *Frisur* und *Hand* in kulturwissenschaftlicher Perspektive traditionell mit ihm assoziiert werden oder wie *Double* und *Oberfläche* seinen medialen Bedeutungsrahmen bilden. Andererseits gehen die Beiträge zugleich wieder auf Distanz zu den beschriebenen Phänomenen, um in einem zweiten Schritt die Gesichter des *Films* in ihrer spezifischen medialen Verfasstheit zu analysieren und sie im Kontext filmwissenschaftlicher, kulturwissenschaftlicher und medienästhetischer Überlegungen zu ordnen. Darüber hinaus knüpfen Querverweise am Seitenrand ein enges Verbindungsnetz zwischen den Texten und den Bildern einerseits sowie den analysierten Filmen andererseits. Sie sind eine Einladung an den Leser/die Leserin, sich die *Gesichter des Films* durch eine mäandernde Lektüre zu erschließen – und das, was zunächst als einzelnes Phänomen in den Blick gelangte, nun in einer Art ›Daumenkino‹ miteinander zu verknüpfen.

## Gelehrte Kommunikation Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert

hg. von Jürgen Fohrmann  
Wien: Böhlau 2005

Der Band widmet sich der Herausbildung und Geschichte intellektueller Arbeitsformen, die sich seit dem 16. Jahrhundert auf enge Weise mit der Entwicklung massenmedialer Kommunikation verbanden. Ausgangspunkt ist daher die mediale Situation des 16. Jahrhunderts, in der sich durch die humanistische Nutzung des Mediums Buchdruck die Chance zur Etablierung einer gelehrten Gemeinschaft jenseits der Universität ergab. Solche Kommunikation war bereits auf Publizität hin angelegt, wobei sie (im 17. Jahrhundert) dazu neigte, das erstellte und bearbeitete Archiv aus der (Selbst-)Darstellungsfunktion des Gelehrtentums zu entlassen und es ins Monströse zu vergrößern (Polyhistorie). Dieser Vorgang der Überdehnung sprengte im 18. Jahrhundert weitgehend das topische Anordnungsmodell des Wissens; er brachte seit dem 17. Jahrhundert zugleich mediale Ausformungen des Drucks hervor, die das Bedürfnis einer schnelleren und umfassenderen Vernetzung einerseits vorantrieben (Zeitung) und die Effekte der Beschleunigung und Dezentrierung andererseits zu kompensieren versuchten (Enzyklopädie). Der Zusammenbruch der Gelehrsamkeit als Stand und die Überführung in das System moderner Disziplinen erforderte dann auch neue Konzepte von ›Personalität‹.

Beiträge & Beitragende:

[**Auge**] J. Barck, [**Blick**] F.T. Meyer, [**Casting**] P. Löffler, [**Double**] L. Scholz, [**Exzeß**] E. Knörer, [**Frisur**] P. Löffler, [**Grimasse**] P. Löffler, [**Hand**] F.T. Meyer, [**Ikone**] J. Barck, [**Jedermann**] F.T. Meyer, [**Konterfei**] J. Barck, [**Lächeln**] W. Beilenhoff, [**Make-up**] C. Liebrand, [**Narbe**] J. Barck, [**Oberfläche**] E. Knörer, [**Photogénie**] P. Löffler, [**Queer**] P. Rehberg, [**Rasur**] R.F. Nohr, [**Star**] M. Cuntz, [**Träne**] P. Löffler, [**Umriß**] I. Steiner, [**Vorspann**] A. Böhnke, [**Widescreen**] G. Blaseio, [**Xenos**] S. Hänsgen, [**Yentl**] P. Löffler, [**Zensur**] S. Hänsgen.

tät‹. Diese Personalität wurde im 19. Jahrhundert einerseits disziplinär definiert, andererseits – im Rückgriff auf den Printmarkt – zu einem Konzept des Intellektuellen weiterentwickelt oder aber an das ›Strahlen‹ der Monumente selbst delegiert, das mit der Auratisierung einer Denkmalslandschaft im 19. Jahrhundert einherging. Im 20. Jahrhundert wird deutlich, dass die Akzeptanz oder aber Entprivilegierung dieser (gleichsam mythischen) ›personalen Medien‹ die Gelehrten-gemeinschaft, ihre Arbeitsformen und die mit ihnen verbundenen Texte in der Einstellung zu Massenmedien und Massenkommunikation bis in die 1960er Jahre differenzierte und sowohl eine ›kanalbasierte‹ Kommunikationstheorie als auch eine die ›Kanaldivergenz‹ nutzende Medientheorie hervorbrachte.



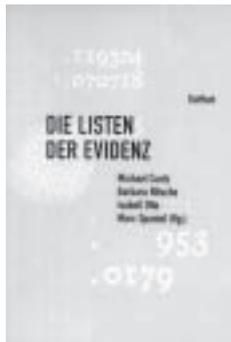
Beitragende:

Jürgen Fohrmann, Hedwig Pompe, Leander Scholz, Andrea Schütte, Erhard Schüttelpelz

## Die Listen der Evidenz

hg. von Michael Cuntz, Barbara Nitsche, Isabell Otto und Marc Spaniol  
Mediologie Bd.15  
Frühjahr 2006 im DuMont Literatur und Kunst Verlag

Was *Evidenz* für sich beansprucht, bleibt unhinterfragt, ist beweiskräftig, steht klar vor Augen, leuchtet unmittelbar ein. Evidenz spricht für sich



selbst oder bürgt für anderes. Sprachliche wie bildliche Ordnungen stützen sich auf interne Evidenzen, die selbst nicht zur Disposition stehen und nicht in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Gleichzeitig verweisen diese Ordnungen auf Evidenzen und Beweise, die außerhalb und unabhängig von ihnen gegeben zu sein scheinen. Aber in welchem Verhältnis stehen das Offenkundige und das Selbstverständliche, das Grundlegende und das Augenfällige, Autonomie und Verweis zueinander? Wie wird Evidenz hergestellt oder zugesprochen? Sind die Ver-

fahren der Produktion und Legitimation ebenso offensichtlich oder basal wie ihr Resultat?

Die *List* hingegen scheint in vielerlei Hinsicht das Gegenteil der Evidenz zu sein: Sie wirkt im Verborgenen und auf Umwegen, reagiert spontan und situativ auf das Bestehende, Beständige und Allgemeingültige. Dennoch bedarf es immer ihrer Mitwirkung und Vermittlung, wenn Evidenzen hergestellt und stabilisiert werden, denn diese sind nicht so festgefügt und zeitlos, wie es den Anschein hat. Ihre Selbstverständlichkeit wird auch von innen bedroht: Die Liste der Evidenzen birgt Widersprüche.

Evidenzen können sich nur behaupten, wenn sie sich mit der *List* verbünden. Mit der Frage nach den komplexen Wechselwirkungen zwischen *List*en und Evidenzen wird aber nicht auf eine simple Zurückweisung jeglicher Evidenz als trügerisches Konstrukt abgezielt. Jeder Versuch, über die Evidenz hinaus zu gelangen oder zu einem Zustand diesseits der Evidenzen vorzudringen, entzieht sich selbst den Boden. Die größte *List* der Evidenz besteht darin, unentbehrlich zu sein.

Beitragende:

Jörn Ahrens, Friedrich Balke, Joanna Barck, Michael Cuntz, Jürgen Fohrmann, Tal Golan, Ludwig Jäger, Felix Keller, Sirka Laass, Helmut Lethen, Petra Löffler, Bill Nichols, Barbara Nitsche, Isabell Otto, Gabriele Schabacher, Irmela Schneider, Leander Scholz, Marc Spaniol/Ralf Klamma/Matthias Jarke, Barbara Ventarola

## Autorbilder Zur Medialität literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit

hg. von Gerald Kapfhammer, Wolf-Dietrich Löhr und Barbara Nitsche,  
unter Mitarbeit von Stephanie Altröck  
und Susanne Mädger  
Münster: Rhema 2006 (Tholos 2)

Der Sammelband des Teilprojektes A2, zugleich auch Abschlussband der bisherigen Förderphasen, untersucht die medialen Bedingungen und spezifischen Transkriptionsprozesse, die zur Generierung einer Vorstellung von Autorschaft in Mittelalter und Früher Neuzeit beitragen. Dabei geht es vor allem um die Analyse der Interaktion zwischen Text und Bild in ihrer jeweiligen Überlieferungsmedialität von Handschrift und Druck sowie der vom Text losgelösten Autorbilder der Frühen Neuzeit, die in verschiedenen an-

deren Medien (Zeichnungen, Druckgraphik, Tafelbild und Epitaph) greifbar werden und ihrerseits wieder auf Texte rekurren.

Die versammelten Beiträge untersuchen das Phänomen des Autorbildes als einen Spezialfall von Text-Bild-Relationen an ausgewählten, besonders nachdrücklichen Beispielen von wechselseitiger Kommentierung, d.h. von oszillierender Transkription von Medien. Mit diesen Fallstudien nimmt der vorliegende Band einige wesentliche Stränge des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Autorschaftsdiskurses auf und versucht, ausgehend von Material und Funktion der konkreten Buch- und Bildobjekte, Autorbilder nicht als stumme Zeugen einer Bildgeschichte, sondern als bereifte Bestandteile der Textüberlieferung zu begreifen.

Beitragende:

Stephanie Altröck, Peter Glasner, Gerald Kapfhammer, Wolf-Dietrich Löhr, Henrike Manuwald, Barbara Nitsche, Ursula Peters, Georg Satzinger, Marion Wagner

## BISHER ERSCHIENEN

**Schriftenreihe *Mediologie* im DuMont Literatur und Kunst Verlag**

- Band 1.** Schnittstelle. Medien und Kulturwissenschaften, hg. v. Georg Stanitzek und Wilhelm Voßkamp, 2001.
- Band 2.** Die Adresse des Mediums, hg. v. Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher und Eckhard Schumacher, 2001.
- Band 3.** Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte und Wilhelm Voßkamp, 2001.
- Band 4.** Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung, hg. v. Hedwig Pompe und Leander Scholz, 2002.
- Band 5.** Korrespondenzen. Visuelle Kultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart, hg. v. Matthias Bickenbach und Axel Fliethmann, 2002.
- Band 6.** Medien in Medien, hg. von Claudia Liebrand und Irmela Schneider, 2002.
- Band 7.** Manus loquens. Medium der Geste – Gesten der Medien, hg. v. Matthias Bickenbach, Annina Klappert und Hedwig Pompe, 2003.
- Band 8.** Claudia Liebrand: Gender-Topographien. Kulturwissenschaftliche Lektüren von Hollywoodfilmen der Jahrhundertwende, 2003.
- Band 9.** Medien/Stimmen, hg. v. Cornelia Epping-Jäger und Erika Linz, 2003.
- Band 10.** Das Gesicht ist eine starke Organisation, hg. v. Petra Löffler und Leander Scholz, 2004.
- Band 11.** Originalkopie. Praktiken des Sekundären, hg. v. Gisela Fehrmann, Erika Linz, Eckhard Schumacher und Brigitte Weingart, 2004.
- Band 12.** Freund Feind & Verrat, hg. v. Cornelia Epping-Jäger, Torsten Hahn und Erhard Schüttpelz, 2004.
- Band 13.** Popularisierung und Popularität, hg. v. Gereon Blaseio, Hedwig Pompe und Jens Ruchatz, 2005.
- Band 14.** Sichtbares und Sagbares. Text-Bild-Verhältnisse, hg. v. Wilhelm Voßkamp und Brigitte Weingart, 2006.

**Weitere kollegübergreifende Publikationen**

- Transkribieren (Medien/Lektüre), hg. v. Ludwig Jäger und Georg Stanitzek, München: Fink 2001.
- Signale der Störung, hg. v. Albert Kümmel und Erhard Schüttpelz, München: Fink 2003.
- Die Kommunikation der Medien, hg. v. Jürgen Fohrmann und Erhard Schüttpelz, Tübingen: Niemeyer 2004.
- Einführung in die Geschichte der Medien, hg. v. Albert Kümmel, Leander Scholz und Eckhard Schumacher, München: UTB (Fink) 2004.
- Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen, Festschrift für Ludwig Jäger zum 60. Geburtstag, hg. von Gisela Fehrmann, Erika Linz und Cornelia Epping-Jäger, München: Fink Verlag 2005.

**Publikationen der Teilprojekte**

1929. Schnittpunkte der Medialität, hg. v. Stefan Andriopoulos und Bernhard Dotzler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.
- Digitale Welten. Schriftenreihe Neue Medien und Psychologie, hg. v. Gary Bente, Göttingen: Hogrefe 2002.
- Gelehrte Kommunikation. Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Fohrmann, Wien: Böhlau 2005
- Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart, von Eckhard Schumacher, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- Das Gesicht im Film – Sekundäre Inszenierungen, hg. v. Joanna Barck und Wolfgang Beilenhoff, Marburg: Schüren 2004 (= montage/av. Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation).
- Gesichter des Films, von Joanna Barck, Petra Löffler u.a., Bielefeld: transcript Verlag 2005.
- Hollywood Hybrid. Genre und Gender im zeitgenössischen Mainstream-Film, hg. v. Claudia Liebrand und Ines Steiner, Marburg: Schüren 2003.
- Image de son/Klangbilder. Technique de mon écoute/Technik meines Hörens, von François Bayle, hg. v. Imke Misch und Christoph von Blumröder, zweisprachige Edition mit CD-ROM, Münster u.a.: LIT-Verlag 2003.
- Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, hg. v. Irmela Schneider, Peter M. Spangenberg, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.
- Medienkultur der 60er Jahre: global/lokal. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 2, hg. v. Irmela Schneider, Torsten Hahn und Christina Bartz, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003.
- Medienkultur der 70er Jahre: Information/Kommunikation. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 3, hg. v. Irmela Schneider, Christina Bartz und Isabell Otto, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003.
- Die Medialität der gesprochenen Sprache, hg. v. Ludwig Jäger und Luise Springer, München: Fink 2000 (= Sprache und Literatur Nr. 85, Jg. 31).
- Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition, hg. v. Ludwig Jäger und Erika Linz, München: Fink 2004.
- Medientheorie 1888-1933. Texte und Kommentare, hg. v. Albert Kümmel und Petra Löffler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.

## Koloniale Repräsentation auf Bildpostkarten in Deutschland (1870-1930)

VON  
Felix Axster, Jens Jäger und Astrid Kusser

Das von Norbert Finzsch und Margit Szöllösi-Janze geleitete Projekt B 8 entfaltet die Frage nach kolonialen Repräsentationsweisen am Gegenstand von Bildpostkarten, die zwischen 1870 und 1930 in Deutschland und seinen Kolonien zirkulierten. Somit rückt ein in der historiographischen Forschung zum Kolonialismus bisher nur wenig beachtetes Medium in den Blick.<sup>1</sup> Verschiedene Charakteristika kennzeichnen dieses Medium: Als Kommunikationsmittel und Sammlungsgegenstand war die Postkarte um 1900 äußerst populär (in der Forschung wird diesbezüglich auch vom »goldenen Zeitalter«<sup>2</sup> der Postkarte gesprochen). Zudem erweist sich die Postkarte als ein hybrides Medium, auf dem sich unterschiedliche, Bedeutung generierende Semantiken ablagern (hinsichtlich der Bildebene Fotografie, Werbegrafik und Karikatur, hinsichtlich der individuellen Nutzung, Verfahren der Adressierung, der Signierung sowie der Kommentierung). Fol-



Gruß v. Emil Klare  
Mitglied der Krusa'schen Kapelle, Randaburg.

glich lässt sich die Frage nach kolonialen Repräsentationen auf Bildpostkarten nicht ausschließlich auf die Visualität von Bildern reduzieren. Vielmehr müssen die Verbindungen zwischen den verschiedenen Medien sowie die alltäglichen Gebrauchsweisen ebenso in Rechnung gestellt werden.<sup>3</sup> Schließlich zeichnet die Postkarte sich durch den Aspekt der Mobilität aus. Gerade die zuletzt genannten Eigenschaften (Gebrauch und Mobilität) weisen darauf hin, dass sich Postkarten einer jeden Stillstellung im Sinne einer letztgültigen Bedeutung verweigern. Vielmehr implizieren diese Faktoren einen Prozess der permanenten Über- bzw. Umschreibung von Bedeutung. In diesem Sinne verspricht die Postkarte als eine in hohem Maße kom-

plexe Quelle weitreichende Einblicke hinsichtlich der Frage der Verhandlung kolonialer Repräsentationsweisen.

Für die Konzeption des Projekts ist auch die Beobachtung von Bedeutung, dass zahlreiche, meist aus Privatsammlungen stammende Bildpostkarten, die sich im weitesten Sinne dem kolonialen Diskurs zuordnen lassen, heute wieder im Umlauf sind: Sie werden auf Auktionen gehandelt und im Internet verkauft und fungieren in historischen Ausstellungen und Veröffentlichungen zu meist illustrativ als Fenster zu einer vergangenen Wirklichkeit. Dieser Gebrauch in der Gegenwart fragt nicht nach der spezifischen Wirkmächtigkeit und dem spezifischen Potenzial des Mediums Bildpostkarte hinsichtlich kolonialer Repräsentationsweisen. Vielmehr suggeriert er eine vermeintliche Normalität der Darstellungsformen und läuft somit auch unter dem aufklärerischen Gestus historischer Ausstellungen Gefahr, koloniale Blickanordnungen lediglich zu reproduzieren.

Demgegenüber zielt das Projekt darauf ab, jene Operationen der Sichtbarmachung zu untersuchen, die in Vergangenheit und Gegenwart Normalität und Evidenz herstellen sollten bzw. sollen. Dabei wird das Projekt die Frage nach Funktion und Bedeutung der Postkarten innerhalb eines Rahmens erörtern, der gleichermaßen stabilisierende wie destabilisierende Repräsentationseffekte, also sowohl die Ebene der Disziplinierung als auch die Ebene der Ambivalenzen und der Widerstände einzufangen vermag. Vor diesem Hintergrund erweist sich die Postkarte als ein Medium, das unterschiedliche und in Opposition zueinander stehende Sprecherpositionen und Artikulationsweisen ermöglichte, ein Medium, das folglich gleichermaßen in das Projekt der Etablierung wie in das Projekt der Infragestellung einer kolonialen Ordnung eingeschrieben war.

Da die Postkarten als Indizien eines stetigen Kampfes um Rassismus und Sichtbarkeit verstanden werden können, beobachtet das Projekt verschiedene Formen des Umganges mit dem Medium Postkarte, die den Aspekt der Verteilung von Handlungsmacht einbeziehen. So befasst es sich mit Austauschprozessen zwischen Wissenschaft und Populärkultur sowie mit der spezifischen Aufladung insbesondere fotografischer Bilder im wissenschaftlichen Diskurs um 1900. Weiterhin wird nach der Rolle der Postkarten hinsichtlich der Etablierung eines rassistischen Blickregimes

gefragt, innerhalb dessen sich ein ›weißes‹, kolonialistisches Publikum durch den massenhafte Konsum spektakulärer Bilder von ›schwarzen‹ Menschen stets neu ins Leben rufen sollte. Zudem stehen Formen der Aneignung des Mediums Postkarte durch afrikanische bzw. afro-deutsche Akteure sowie die durch diese Aneignung hervorgebrachten Sichtbarkeiten zur Diskussion. Und schließlich geht es um Formen der Aneignung durch Beschriftung, also um die Frage nach der Bedeutungsverschiebung im alltäglichen Gebrauch der Bildpostkarten.

Gerade die operative Erschließung der medialen Differenz von Texten und Bildern in den konkreten Text-Bild-Bezügen, die sich einerseits aus vorgefertigten Textelementen auf den Bildern selbst und andererseits aus nachträglichen Beschriftungen ergeben, bilden einen Schwerpunkt des Projektes. Denn anhand der semantischen Inkongruenz zwischen Vorder- und Rückseite, zwischen Adressierung und Nutzung, lassen sich Erfolg oder Misserfolg der Adressierung sowie parodistische oder repräsentationskritische Lesarten der Bilder ermitteln.

Auf diese Weise werden Bildpostkarten auf ihre Performanz hin befragt, auf die produktive Leistung der in diesem Medium durchgeführten performativen Akte des Blickens, Abbildens, Anschauens und Beschriftens. Die vorgegebenen Konstruktionen von Körper und Subjekt wurden hier bestätigt, in Frage gestellt oder unterlaufen. Anschauen und Konsumieren erweisen sich somit nicht als passives Geschehenlassen, sondern als Handlungen, die in einem Kräftefeld des Möglichen stattfinden. Die Bildpostkarte als Teil der visuellen Kultur der deutschen Kolonialzeit wird so als Ort der Auseinandersetzung um die Akzeptabilität und Legitimität kolonialer Projekte analysierbar.

Zur konkreten Bearbeitung der umfangreichen Thematik dienen dem Teilprojekt B8 drei Einzelprojekte:

## **Koloniale Ordnungen: Evidenzeffekte des (populär-)wissenschaftlichen Bildgebrauchs (1870 bis 1930)**

Das Einzelprojekt geht von der Prämisse aus, dass die Konstruktion von Alterität, wie sie sich auf den Postkarten finden lässt, durchaus kein autonomes Problem darstellt. Vielmehr beruht sie auf Wechselwirkungen zwischen populären und wissenschaftlichen Diskursen gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Herausbildung von Stereotypen hängt wesentlich damit zusammen, wie Bilder, insbesondere Fotografien im Wissenschaftsdiskurs, zu dieser Zeit als Evidenzen fungierten. Um diese Wechselwirkungen systematisch analysieren zu können, sollen Publikationen relevanter wissenschaftlicher Disziplinen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert diskurshistorisch untersucht werden. Untersuchungsmethode ist ein diskursanalytischer Ansatz historischer Bildwissenschaft, der von selbst-

reflexiv-bildwissenschaftlichen Methoden benachbarter Disziplinen profitieren kann.

## **Ethnographisches Spektakel: Koloniale Stereotypisierungen und die Inszenierung von *whiteness* auf deutschen Bildpostkarten**

Das Einzelprojekt befasst sich mit den Machteffekten der kolonialen Repräsentationsstrategien auf Bildpostkarten. Damit ist auch die Frage nach der massenkulturellen Popularisierung des deutschen Kolonialismus aufgeworfen. Insbesondere geht es darum, die Modi der kolonialen Stereotypisierung mit Blick auf ihre Subjektivierungspotenziale und somit den Prozess der Konstruktion von *whiteness* zu thematisieren. Zudem soll auf Störungen und Brüche im Prozess kolonialer Identifikation



eingegangen werden. Dies lässt sich vor allem am auffälligen Problemfeld der *Rassenmischung* bzw. der so genannten *Mischehen* aufzeigen, das auf zahlreichen Motiven – überwiegend in Form von Karikaturen – visualisiert und durchgespielt wurde. Gerade diese Motive veranschaulichen eindrücklich, dass die koloniale Ordnung – aller ideologischen Konzeptualisierungen von Differenz zum Trotz – immer auch eine Ordnung der prekären Nähe wie der Gleichzeitigkeit war, die Grenzziehungen zwischen KolonisatorInnen und Kolonisierten folglich latent instabil waren.

## **Gegenzeichnungen: Verfahren der Resemantisierung und Reinszenierung in Bildpostkarten**

Das Einzelprojekt wendet sich den Formen der Aneignung im Alltagsgebrauch von Bildpostkarten in einem kolonialen Kontext zu. Ausgehend von der Prämisse, dass mit jedem Akt des Gebrauchs neue Sichtbarkeiten hervorgebracht und realisiert wurden, sollen hier vor allem die performativen Effekte des Beschriftens thematisiert werden, die gleichermaßen als Prozess der Subjektivierung wie als Potenzial zur Subversion fungieren konnten. Zudem befasst sich das Projekt mit dem Aspekt der Kolonialmigration. Bestimmte Motivserien reagierten auf die Bedro-

hung des visuellen Herrschaftsregimes durch schwarze MigrantInnen in den Metropolen, die sichtbar aus den ihnen zugewiesenen Rollen heraustreten. Andere Bilder wiederum, die von MigrantInnen selbst produziert wurden, verweisen auf Strategien der Selbstrepräsentation. Hier stellt sich die Frage, ob eine von differenteren Wünschen und Interessen motivierte Aneignung des vorherrschenden Reservoirs an Bildern durch schwarze Menschen in Deutschland auch andere Effekte, also andere Bilder hervorzubringen vermochte.

- <sup>1</sup> Von den wenigen Ausnahmen seien hier genannt MalekAlloula: Haremsphantasien. Aus dem Postkartenalbum der Kolonialzeit, Freiburg 1994; Christaud Geary/Virginia Lee-Webb (Hg.): Delivering Views. Distant Cultures in early Postcards, Washington 1998; Enrico Sturani: Das Fremde im Bild. Überlegungen zur historischen Lektüre kolonialer Postkarten, in: Fotogeschichte 21 (2001), S. 13-24; Ines Caroline Zanella: Kolonialismus in Bildern. Bilder als herrschaftssicherndes Instrument mit Beispielen aus den Welt- und Kolonialausstellungen, Berlin u.a. 2004.
- <sup>2</sup> Helmut Gold: Stimmungsbilder. Die Postkarte als Medium des (frühen) Antisemitismus, in: ders./Georg Heuberger (Hg.): Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten. Frankfurt/M. 1999, S. 14.
- <sup>3</sup> Zur Konzeptualisierung von Bildern als Bestandteile eines komplexen Wechselspiels von Visualität, Apparat, Institution, Diskurs und Körpern vgl. W.J.Thomas Mitchell: Picture Theory. Essays on Visual and Verbal Representation, Chicago/London 1994.



## Kommentare zu den Abbildungen

»Emil Klare«

Diese Postkarte nimmt die Präsenz eines Afro-Deutschen als eine Selbstverständlichkeit in den Blick. Vermutlich ist sie von Emil Klare selbst zwischen ca. 1905 und 1915 als eine Werbepostkarte in Auftrag gegeben worden.

»Maharero« (Kolorierte Fotografie)

Diese Postkarte wurde während des von 1904 bis 1908 andauernden Krieges der Herero und Nama gegen die deutsche Kolonialmacht produziert. Sie zeigt Samuel Maharero, den *paramount chief* der Herero. Er trägt einen *Südwesterhut*, die Kopfbedeckung der deutschen *Schutztruppe*, sowie eine Peitsche, die inoffizielle Insignie kolonialer Herrschaft. Die Postkarte ist mit einer Bildunterschrift versehen: »Samuel Maharero, der feige Oberhäuptling der Hereros, Deutsch-Südwest-Afrika«. Foto und Bildunterschrift erzeugen eine Spannung; es scheint, als sei der textliche Vermerk ein Versuch, die Ausstrahlung der herrschaftlichen Pose Mahareros zu begrenzen.

»Deutsche Eroberungen am Kongo« (Karikatur)

Karikaturen waren ein beliebtes Format, um Beziehungen zwischen KolonisatorInnen und Kolonisierten zu problematisieren. Häufig wurden Kinderfiguren eingesetzt, um ein prekäres Spiel um Grenzen und Grenzziehungen zu inszenieren. Auf dieser Karte finden sich auch – gleichsam als Indikatoren einer Klassenzugehörigkeit – äußerliche Spuren der Verwahrlosung. Somit wird die Frage nach Einhaltung bzw. Übertretung von Grenzen auch als Frage nach dem sozialen Status gestellt.

Alle Abbildungen:

© www.postcard-museum.com